

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Volksblatt. 1930-1933
46 (1932)**

249 (22.10.1932)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-503227](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-503227)

Tägliche Auflage: 17 000.

Einzelpreis 10 Pf.

Volkswacht

Tageszeitung der Sozialdemokratie

Wählt
SPD
Liste 2

für Oldenburg und Ostfriesland

Hauptgeschäftsstelle: Wilhelmshaven-Küstringen, Peterstraße 76, Telefon Nr. 58 und 109; Geschäftsstelle Oldenburg: Achterstraße 4, Telefon Nr. 2508; Geschäftsstelle Nordham: Bahnhofstraße 5, Telefon 2259; Geschäftsstelle Brate: Bahnhofstraße 2, Telefon 341.

Der Bezugspreis: 2.— RM monatlich. Ausgabe A 10 Pf. Restanten: Einpaltig.

ab Ausgabe A am 1.12.32 12 Pf. Ausgabe A 20 Pf. auswärts 65 Pf.

Druck und Verlag: Paul Hug & Co., Wilhelmshaven-Küstringen. Postfach-Rkonto: Paul Hug & Co., Wilhelmshaven-Küstringen. Hannover 18700. Das Volksblatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Anzeigen-Annahme bis 9 Uhr vormittags.

Nummer 249

Sonntagabend, den 22. Oktober 1932

46. Jahrgang

Ich war, ich bin, ich werde sein! Oder: Den lieben Gott laß ich nur walten?



Die Zeit eilt. Nur noch vierzehn Tage trennen uns vom Wahltag. Und wie stets vor solchen Entscheidungstagen, weiß auch heute wieder so mancher Wahlberechtigte nicht, welcher Partei er seine Stimme geben soll. Ja, diesmal türmen sich neue Irrungen und Wirrungen auf; die Fronten scheinen ein wenig verschoben; eine Regierung der „geborenen“ Geistesgeister hat sich dazwischen gedrängt und es fehlt nicht an überflüssigen Leuten, die da meinen, es hätte kaum noch Sinn, an die Urne zu gehen, Herr von Papen und seine übrigen Barone werden es schon machen. Zumal ja die bunte Reihe der politischen Parteien so groß sei, daß man sich doch kaum noch durchfinden könne. Zum Glück aus kritischen Zweifeln nicht heraus-

Eine solche Betrachtungsweise ist falsch. Sie ist falsch schon immer gewesen; ganz besonders und ganz grundsätzlich falsch aber ist sie für heute und ist sie für den proletarischen Wähler. Herr von Papen wird es schon machen. ... Ein solcher Gedanke mag ganz gut in das bürgerliche Durchschnittsbild passen; besonders wenn dieser Durchschnittsbürger noch dazu jenen gewissen Bevölkerungsgruppen angehört, für die das „Kabinett der Barone“ durch allerlei staatliche Gelegebungs- und Finanzkünste sorgt. Hier mag der alte Zufriedenheitsgedanke, den lieben Gott laß ich nur walten, seinen Sinn haben, beim Lohnarbeiter, wie auch bei dieser und jener anderen Kategorie schwer arbeitender, aber schlecht verdienender Männer und Frauen hat er diesen nicht. Die Leute, die heute die Interessen der deutschen Bevölkerung zu betreten versuchen, die sind nicht aus dem Volk geboren. Sie sind Repräsentanten der alten Herrenschicht, und ohne daß sie es wollen, werden sie schon in der Hauptlage ihre angeborene und anerzogene Auffassung von den Dingen in erster Linie maßgebend sein lassen. Wir sehen dies ja auch bereits in einer ganzen Anzahl von Verordnungen und Verfügungen, auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, die dem Arbeiter, dem Angestellten, dem kleinen Beamten nie und nimmer Freude machen.

Ein Teil des Bürgertums hat dies ja auch bereits begriffen. Die letzten kleineren Wahlen gaben ja auch schon eine Zufriedenheit mit dem Papentum in jenen Schichten. Ganz gewiß nicht ohne die begründete Hoffnung: Die neue, die „präsidiale“ Regierung wird schon unsere Interessen wahrnehmen. Daher auch das Wiederankommen fast schon gestorbener alter „Oberrichter“-Parteien, die in all den früheren Jahrzehnten für den kleinen Mann nie ein besonderes Interesse bekundeten.

Und die neue Partei? Die Hitlerpartei, die so treu und brav mitgeholfen hat, Herrn von Papen und seine Leute an das Ruder und in die Macht zu bringen, was ist von ihr zu erwarten? Nun, wir meinen, es bedarf da nicht vieler Worte; so schwungvoll angelegentliches Beispiel mit ihrem geradezu kläglichem Verlangen der nationalsozialistischen Propaganda sollte auch jenen zu

denken geben, die einmal von dort her den „neuen Messias“ (wie seine Anhänger Hitler selber nannten!) kommen zu sehen glaubten.

Nein, nein, es ist nichts, es hat sich was mit Messiasen. Dir hilft kein Gott, kein König und kein Baron, du mußt dir selber helfen. So ist es immer gewesen. Diesen Gedanken hat die deutsche Arbeiterbewegung seit einem halben Jahrhundert vertreten. Daher auch ihre Kräftezusammenballung in der Sozialdemokratischen Partei. Ob die Winde so oder so wehen, ob in solcher oder solcher Situation; letzten Endes wird es immer die eine starke, in höchster Not und nach reiflichster Erkenntnis selber geschaffene eigene Partei sein, auf welche die deutsche Arbeiterbewegung, auf welche Mann und Frau sich verlassen kann. Die anderen — na ja, sie mögen hier und da, in dieser oder jener Frage mal

mißmachen; aus Taktik, aus Demagogie oder wer weiß was sonst für Gründen: die Partei wird nun einmal die sozialdemokratische sein und bleiben. Sie ist die Arbeiterbewegung heute wie einst. Sie ist mit dem Aufkommen des Kapitalismus, ist mit dem modernen Industrie-Proletariat geboren. Und ob sie, der Zeit gehorchend, sich so oder so an die Dinge anpaßt; ob sie in einer Einzelfrage auch mal nicht den „richtigen“ Blick und Treffer hatte; ob zuweilen auch mal ein Unzulänglichkeits oder gar ein Unwürdiger in ihren Reihen lag: Im großen und ganzen und geschichtlich gesehen, war und ist sie, die Sozialdemokratie, die Partei der untersten Volks-schichten. Und sie wird es auch bleiben. Trotz aller Stürme und trotz allem Hasse, den ihre Gegner auf sie verwenden. Die schlechtesten Kräfte sind es nicht, woran die Wespen nagen.

Und weder das gänzlich unpolitische Lohmabstuh der Kommunistischen Partei, noch das heute auf die „feinen Leute“ schimpfende, mögen der Koburger Fürstenbräut und ihrer „erlauchten“ Verwandtschaft einen begeisterten Fadelzug bringende Hitlergeweseenen können sich mit ihr messen. Von jenen trüben Fernen her hat der Arbeiter, haben die diesem sozial und wirtschaftlich verwandten Schichten nichts zu erwarten, nichts zu hoffen.

Und so wird auch am 6. November ihm und seinem Anhang nichts anders übrig bleiben, als wiederum mit altem Bekenntnis und mit neuer Überzeugungstreue zu der Partei zu stehen, die — ich war, ich bin, ich werde sein! — seine Partei war und ist und bleiben wird.

Feststellung der Reichsregierung:

Hitler ist ein dreifacher Lügner!

Hitler hat auf vier vollbedruckten Seiten seines Reichstages seinen offenen Brief an Papen geschrieben. Dadurch fälscht sich der Reichsfunktor und seine Regierung von ihren „jungen, nationalen und aufbauwilligen Kräften“ so beleidigt und getroffen, daß sie eine amtliche Erklärung erlassen. Darin wird rundheraus erklärt, Hitler habe in seinem Brief dreimal „in vollem Umfang“ die Unwahrheit gesagt, also er habe dreimal gelogen!

Als wenn es die drei ersten Lügen des Oberstlutenants wären und seine drei letzten! Zum Schluß der Regierungserklärung heißt es nämlich: Die Reichsregierung stellt in aller Deutlichkeit fest, daß Herr Hitler in seinem offenen Brief vom 20. Oktober unwahre Behauptungen erhoben hat, die geeignet sind, das Bild der deutschen Außenpolitik zu verfälschen und damit die Interessen des deutschen Volkes auf das schwerste zu schädigen. Das Urteil über dieses Ver-

halten des Herrn Hitler überläßt die Regierung dem deutschen Volke.

Derselbe Reichsfunktor, der heute seinen Sitz vor dem Reichstag als Schlichter des deutschen Volkes hinstellt, dieser selbe Reichsfunktor war es, der einst von Kaulanne und in einer Hundstunde nach Amerika diesen Hitler und seine Bewegung als das neue, große, aufbauwillige und wahre Deutschland vorstellte, das jetzt seinen Platz in Deutschland und in der Welt haben mußte.

Die Arbeitslosenziffer steigt.

48000 Beschäftigungslose mehr als im September.

Die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung gibt die Zahl der Arbeitslosen, die Mitte Oktober 1932 bei den Arbeitsämtern gemeldet war, mit 519 000 an. Danach hat sich in der ersten Oktoberhälfte die Arbeitslosigkeit wieder vermehrt.

Es muß von vornherein bemerkt werden, daß diese Zahl sich nicht mit der Zahl der tatsächlich vorhandenen Arbeitslosen deckt, weil die Statistik der Arbeitsämter jene Arbeitslosen — nach Schätzung des Konjunkturforschungsinstituts etwa 1,75 Millionen — nicht erfaßt, die auf Grund der Papenschen Notverordnung aus der Arbeitslosenfürsorge herausgedrängt worden sind.

Die Ziffer für Mitte Oktober 1932 liegt um 48 000 über der Ziffer, die die Reichsanstalt für Ende September veröffentlichte. Nach der Entlastung in der zweiten Septemberhälfte ist

Für die Kinder!

Von heute ab neue Bilder-
serie von Kapitän Kladebuch

also wieder eine Steigerung eingetreten. Dafür gibt das Reichsamt folgende Erklärung: „Die gegenwärtige Entwicklung ist das Ergebnis des

schon aus dem Arbeitsmarkt vollziehenden Wider-spiels zwischen der im Herbst jeden Jahres eintretenden saisonmäßigen Abnahme des Beschäftigungsstandes und der in erneuten An-sätzen zu beobachtenden Belebung einzelner kon-junkturbabhängiger Wirtschaftszweige, insbeson-dere der Verbrauchsgüterindustrie, in denen Neueinstellungen aus den verschiedensten Teilen des Reiches gemeldet werden. Es ist daher durchaus möglich, daß sich die Entwicklung im Oktober ähnlich wie im September vollzieht, in dessen erster Hälfte die Arbeitslosenzahl ziffer-nmäßig bekanntlich um etwa 40 000 zugenommen hatte, während im weiteren Verlauf des Mo-nats September eine stärkere Entlastung des Arbeitsmarktes um rund 160 000 sich durch-gesetzt hatte.“

Hitlers Kameraderie.

Lüchlig in der Ausübung von Verbrechen.

(Meldung aus Breslau.) Die Ermittlungen der Polizeibehörden und der Staats-anwaltshilfe über die zahlreichen Handgranaten-anschläge, die im August von Nazi-Terror-gruppen in Schlesien verübt wurden, können als nahezu abgeschlossen gelten. Wie die Breslauer Justizpressestelle mitteilt, wurden im Zusam-

menhang mit diesen Ermittlungen bis jetzt ins-gesamt 19 Mitglieder der Nazi-Partei, darunter ein Sturmbannführer, drei Sturmführer, drei Sturmgeleitführer, zwei Gruppenführer und vier Schatzführer verhaftet. Mit diesen Fest-nahmen haben 17 Terrorakte, die vorwiegend gegen linksgerichtete Personen oder Einrichtungen

der Arbeiterbewegung gerichtet waren, ihre Aufklärung gefunden. Nach den Mitteilungen der Justizpressestelle hat es den Anschein, daß einige ebenfalls in jener Zeit vor-gelommene Anschläge auf SA-Leute und An-schläge der NSDAP als Nebenwirkung von den eigentlichen Tätern verübt wurden.

Eine Kage quält eine Drossel.

Hohes Alter.

Jahrestädtische Veranstaltungen.

Colosseum-Viichtspiele. Das heute beginnende neue Programm bringt als Hauptfilm „Kameradschaft“.

zerriß. Und zu einer auch nie vergessenen Leidenschaft.

Van Jans Blicke ruhten auf der Herzdame
als trüge sie das Gesicht von Evi Butenschnön.
Das nette, freundliche, lustige Gesicht, an dem
eigentlich nichts auszuleken war, als daß schwarze
Haare sich darum legten — schwarz — seine Un-
gleichnisse

„Mit Ihren Karten ist nicht viel los, Fräulein, Sie verurteilen ...“ Dan Jens spricht geradeweg, wie Seefleute sprechen. Ihn stört plötzlich die rote Seide, die die Petroletumflasche darunter wegschimmern will. Er denkt, daß die Lampe mit dem weißen Schirm, die Frau Antje mit dem blauen Kleid, rechter ist. Ihm ist auch ein wenig unheimlich, weil er weiß, daß er nicht einnimmt das weiße Fell auf dem er sitzt und in das sich die Kononista wie eine schwarze Kacke schniegt, peinlich. Einen Moment denkt er an eine Antimierneipe — das ist ein sehr lichter Moment, den Dan Jens, der immer nur aus Frachtdampfern ohne Frauen gefahren ist, doch hat.

„Ich muß jetzt gehen“, sagt Jan Tens wie
ein großer Junge und ohne jede Formalität.
„Wie mein blonder Bruder — genau wie
mein blonder Bruder.“ Die Konowsta lächelt ein
wehmütig-nachsichtiges Lächeln — „Großer trotz
deiner Größe.“

San Jens wird rot. Die schöne, dunkelhaarige Frau ist so gut zu ihm gewesen. Wie kommt es eigentlich dazu, ihr raub zu begegnen! Gewiß sie ist anders als Frau Butensjöhn, anders als Frau Grapengeter und auch anders als die hübsche Evi Butensjöhn. Aber Frau Konovskaja hat Andeutungen gemacht, daß sie auch aus

„Wir können trotzdem gehen“, lächelte die Konowska, als habe sie Jans Gedanken erraten. „Wer durch so viel Herzleid und Demütigungen gegangen ist, wie ich, nimmt keinem mehr etwas übel!“

„Verzeihen Sie bitte“, sagt Jan Jens ruhig. „Ich bin immer nur auf Segelschiffen gefahren, da wird man rau und geradezu. Ich bin auch nur aus einfachen Verhältnissen, und die, die um mich herum sind, sind es auch.“

„Und da verwirrte Sie der fremde Vogel“

1

II

III

IV

Mit „Zeichenfledderer“ bezeichnete der Vorsitzende den nächsten Angeklagten, den Hausierer Friß N. Dieser saß eines Abends im

Schauspielhaus. Heute letztmals das Lustspiel „Zur gefälligen Ansicht“. Morgen abends 7.30 Uhr Erstaufführung der Operette „Die Tanzgräfin“.

„Stratenmusik“. Heute abend Aufführung durch die Rührigen Niederdeutsche Bühne in der Centralhallen“. Dazu Militärkonzert.

Doppelkonzert. Heute abend vom Musikverein „Einigkeit“ und Jade-Volkschor im „Werftspeisehaus“. Anschließend Ball.

Capitol-Lichtspiele. Ab heute das neue Programm. Brigitte Helm und Gustav Fröhlich in „Gloria“.

Adler-Theater. Ab heute neues Programm mit dem Arbeiterportierfilm „Wem gehört die Welt?“

Deutsche Pachtspiele. „Annemarie, die Brau
der Kompagnie.“
Kammer-Pachtspiele. „Der Rächer des Tong.“

Großer, guter, dummer Junge — — o, Alexandrowitsch — Alexandrowitsch — dein Ebenbild! Die Konowka schluchzt in ein betäubend duftendes Taschentuch. Als sie es nach einer Weile vor den Augen nimmt, geht weder eine Tränenstraße über das Ronge der Wangen, noch hat sich ein Puderstäubchen verschoben. Aber Van Sems ist nicht der Mann, den so etwas stutzig machen könnte.

Käpfn Gustav Bradhering, der seinerzeit über den Voltstrefier geschmunzelt hatte, der bei den kleinen, punneligen Frau Butenschön so mitten ins Ziel gegangen war, war ehrlich betriibt. Er hatte sich nämlich herausgestellt, daß der geschmunzelte Voltstrefier einen Bumerang-Bleg gemacht hatte und bei ihm selbst gelandet war in der Form, daß Frau Antje Butenschön jenen Tag den Käpfn Gustav Bradhering glatt und ohne jedes Federleien verurteilt hatte.

Nun saß Räktn Gustav Bradhering auf Grund, wie er in seinem ganzen Seemannsleben noch nicht auf Grund gefessen hatte. Und dazu dieser verdammte Hamburger Dauerregen, der so quast alle aufwirfte, was einmal irgendwo und irgenddann in der menschlichen Seele als Bodensatz niedergegangen war. Man konnte nicht saß nicht dagegen an. Weder mit Grogs noch mit den zehntausend Wigen, die in einem einzigen Bändchen vereinigt waren und noch aus der Norddischothel stammten.

Und es zog durch die Fenster, die in den alten Häusern noch schienen. Oben, auf dem Epithoden flapperte allerlei, was sich im Laufe der Jahre losgeleiht hatte, hüßte der Wind ab und ahe! Sogar die Ratten wurden unruhig bei dieser Wetterwidrigkeit! Sie stiefen und traten dabei auf wie die Menschen. Sie trittritten und schritten und schritten. Sie schritten auf ihres Schrittes! Ein paar mal schon hatte sein Herz einen erfreuten Hopper gemacht, und immer war es nichts gewesen. Verdammte Biester! Und ver — — Kapitän Bradbering rief sich fast Knie und lauschte in dieser Richtung. Da hatte er lange nichts gehört. War er nicht ein wenig mitgeträumt, hatte er nicht zu dem Einbreiber mitgeträumt, hatte er nicht was nicht für Mitz-

Bahnpostwarte) an dritter Klasse und wurde dort von einem Bootsmann, der nach Kiel reiten wollte, zu einer Laube für ihn einquartiert. Der Bootsmann schief später ein. Die Gelegenheit nahm der Angeklagte wahr und seinem Gastgeber das Portemonnaie mit 20 RM. Inhalt sowie der Fahrkarte nach Kiel und einem Gefäßchen zu entnehmen. Ein Zeugin bekundete, daß K. auch noch andere schlagende Warteiallsage auf Geld hin „entrolliert“ habe. Der Anklagenvertreter beantragte 50 RM. Geldstrafe. Das Gericht erkannte jedoch auf eine Gefängnisstrafe von zwei Wochen.

V.
Unter Veranlassung eines großen Zeugen-
aufgebotes wurde gestern nochmals gegen den
Stolmatrosen Peter Freierhiesch, 33
Jahre alt, ein Verhör im Kriminalland-
Dienst und hatte gleichseitig die Verwalterin
der Metzgerei. Einen Fehlbetrag von 6
Reichsmark konnte er schon damals an Dr.
Stelle und auch gestern vor Gericht nicht
einander auflösen. Der Selbstbeteidige
hatte die Vernehmung als eine
Pörscherei, oder Schreihöhler kleineren als
Schiffsführer und auch die Kollegen des Ver-
sagten aus, daß sie dem Angeklagten ein
Urteilsanfechtung oder Unterlassungsgeld
nicht trauten, weil er nicht als ein
einfacher Mann, auf welche Weise er ent-
wischen Verbrechen gesehen sein. Man hatte
Termin den Eindruck, daß der Angeklagte
in seinen Büchern viel „Kundelmunde“ ge-
habt, das Urteil lautete auf 100 M. Geld
strafe, da das Gericht sich von der völligen
Anschuldigung des Angeklagten trotz ermittelte
Prüfung der Sachlage nicht habe überzeugen
können.

VI.
Eine Ehefrau Hermine S. hatte sich in
Warenhaus-Kassendiebstahl verurtheilt lassen, in
den 20 Jahren der Haft das Nachsehen davon
zu entwenden. Die genannten Gegenstände
— es kamen 47 verschiedene Arten von Ge-
brauchsdingen für zusammen 62 RM. in Frage
— leihen sich unter anderem zusammen aus
Gewürmen, Seiden, Wollstoffen, Federn, So-
den, Kissen, Kissen, Wägen, Garnrollen uim.
Auf die Frage des Vorstehenden, wie sie dazu
komme, gleich soviel zu nehmen, ob sie etwa ein
„Kleins-Kassendiebstahl“ ausmachen wolle, antwortet
die Beschuldigte, daß sie sich das selber nicht er-
eignen konnte. Der Urtheilsspruch beauftragt
gegen diese somit unbehelflose Frau eine Ge-
fängnisstrafe von drei Wochen. Das Gericht
konnte sich nach langer reiflicher Ueberlegung
zu einem Spruch setzen noch nicht entziehen,
sondern ordnete zunächst die Unterzucht
an. Die Frau, die sich nicht weigern konnte,
es eventuell möglich sei, daß die Beschuldigte
unter Zwangs behandelt habe, die Beschuldigte

Arbeiterturnverein Heppens. Heute abend findet im „Lönnecker Hof“ das 37jährig Stiftungsfest des Vereins statt. Anfang 8 Uhr. Kassenöffnung 7 Uhr.

Preisliste. Heute in den Lokalen „Stadt Heppens“, „Thüringer Hof“ und „Central“; in letzterem auch morgen zweimal.

Geschäftsergebnisse der Edelezentralorganisa-
tionen in den ersten acht Monaten des Jahres 1932. Die Edelezentrale eGmbH, die Zentra-
leinkaufsgenossenschaft von 430 örtlichen Edele-
Genossenschaften, erzielte in den ersten acht Mo-
naten des Jahres 1932 einen Gesamtumsatz von
88 062 384 RM. Gegenüber der gleichen Zei-
tens des Vorjahres stieg der Gesamtumsatz um
291 037 RM. Dieses Umlaherergebnis ist in Un-

Eine Weile noch lauschte Rkptn Bradhering, aber in seinem linken Knie blieb alles still. Doch für aber fing es an, in seinem Kopf zu arbeiten. Und unter dem höflichen, grauen Haar erblickte eine Idee das Licht der Welt, die reif war, preisgegeben zu werden.

Räp'n Guitas Bradreger ging auch jogleich daran, diefe Dede zu realisieren, und machte dabei die merkwürdigften Vorbereitungen. Mit einem ziemlichen Gefnarre und Gequieße zog er einmal feine Bettftatt, die fo groß und breit war, wie ein befcheidener Borigar, aus feiner Schlafkabine in die Wohnkabine. Dann fchick er eine Stege höher, wo fich die Ratten amüfieren. Joh allerlei Gefirpfe hoch und tief es wieder fallen. Und Hieg fchickte wieder abwärts, unter den Arm diverse, grünelichegelne Pfäße geftellt, das man auf die Bede kommen konnte. Räp'n Bradreger hätte die Möfeln, in die Kafüte unter dem pifgen Giebel eines Gartens anlegen zu wollen. Aber das, was Räp'n Bradreger plante, folgte kein Hofenarten werden. Sondern eine eifigft angelegte Mausefche für die kleine, pummelige Frau Butenfid's. Räp'n Bradreger blieb schon nichts anderes übrig, als feine Zufunft zu einer Seefchlange zu nehmen.

[illegible]

betrifft die Wirtschaftslage als sehr gut zu bezeichnen. Die aufsteigende -erinnere wertmäßige Umsatzeigerung erklärt sich durch den mehr der unmittelbar bevorstehenden Aufrechterhaltung aufgewandten, wohl zu erkennen ist. Die vier Millionen Reichsmark höher als im gleichen Monat des Jahres 1930 war. Die mengenmäßige Umsatzeigerung der Devisenzentrale, eGmbH., in den ersten acht Monaten des Jahres 1932 gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres war infolge der außerordentlich hohen Preissteigerungen der Rohstoffe und der Waren, die im Ausland eingebracht wurden, um ein beträchtliches Maß über dem der Devisenzentrale, eGmbH., der 30. Juni 1932 weist einen Reineinnahme von rund 73 900 RM aus. Die Devisenzentrale eGmbH., das zentrale Finanzinstitut der 430 örtlichen Devisenzentralen und der Devisenzentralen, eGmbH., 1932 im Vergleich mit dem ersten Monat des Jahres 1931 einen Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches von 645 419 234 RM. Gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres stieg der Gesamtumsatz um 11 955 906 RM. Die Sparanlagen erhöht sich von Ende 1931 bis Ende August 1932 um 1 241 704 RM, auf 16 175 906 RM. Die Devisenzentrale, eGmbH., per 30. Juni 1932 weist einen Reineinnahme von rund 67 700 RM auf. Die Debitoren konnten erheblich eingeengt werden.

Verleumder der Volksfürsorge. Wie

[illegible]

auf, tauchte aber sofort wieder unter. Wenn nicht alles täuschte, war Evi Butenschön im

„Manu, Onkel Bradthering —“ Evi Bute-
schön war platt, was nicht häufig vorkam.
„Manu, Onkel Bradthering!“ sagte sie noch ein-
mal mit einer starken und höchst besorgten Färbung
im Ton und einem nicht minder besorgten Blick
nach Onkel Bradtherings Kopf als dem Sitz der
höheren Klarheit und Verwirrung.

„Ja, min Deern, nanu, das magst du wohl fragen. — Wie tam jener zu einer Rheumatis mus. Die ganze Stellage hier ist notwendig, an den Zug 'n lütt beeten abzuhalten. Keen Feuer ist dicht, um das Füer wiß nich brennen, an dem warmen Vöfftelstiel — da schall wohl een Rheumatismu frienen. —“

„Und ich dachte, du solltest geküßt werden.“
Onkel Bradhering — — Rápñ Bradhering —
seiner Hütte in noch unerforschtem Gebiet —
„Ja, wer den Schaden hat —“ Und Rápñ
Bradhering hebt das „gräßliche“ Stöhnen an,
er jochen geißt hat — erfolgreich, wie die
fernen heuglückseligende Mirlana heimlich

„Ja — Onkel Bradhering —“ eine junge, warme, mitteleidige Hand streicht über sein grauborstiges Haar. „Ich will mal sehen, ob der Dienst an unserem Steuermann Mutting noch ein bißchen Zeit läßt für einen alten, lahmen Räpfn —“

„Aber erlaube, min Deern — —“ Der lahme Käptn ging Onkel Bradhering doch ans Magere — wiewohl er den Trumpf in seinen Worten bedeutete.

„Na vielleicht nicht, Onkel Bradhering. Nimm den „alten, Lahmen“ ruhig in Kauf. Vielleicht ist dir der Rheuma vom lieben Gott geschenkt, damit Mutting das Maulen aufsteht.“

Donnerweiter nochmal, die list Deern
intelligent! Käpin Eradhering schaute
ordentlich befeligt an. Was sie da sagte,
eine Unterbrechung seiner eigenen Idee.
„Wenn du das möglich machen könntest,
Deern, daß sich deine Mutter 'n bißchen um
kümmeri.“

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Kreuger.

Aufstieg, Glück und Ende des Elektrokönigs Samuel Insull.

Brief aus New York.

Doch Amerika hat seinen großen Finanz-König: den Fall der Brüder Insull aus Chicago. Die Brüder Insull haben sich beim Zusammenbruch des von ihnen geleiteten Elektrokonzerns heimlich verschluckt. Als die Verurteilungen der Bundesstaaten an Tageslicht kamen, künftigen sie. Martin Insull wurde in Barrie (Ontario) verhaftet, kam auch zunächst vor das dortige Gericht, wurde aber inzwischen gegen eine Kaution von 50 000 Dollar auf freien Fuß gesetzt. Die Erörterung über die Frage seiner Verhaftung nach Chicago ist in die Wege geleitet. Der betragschwerere der beiden Brüder, aber auch der für die amerikanischen Behörden schwieriger greifbare, dürfte indes Samuel Insull sein. Samuel Insull wurde auf Veranlassung der amerikanischen Gesellschaft in Griechenland verhaftet; die griechische Regierung weigert sich jedoch vorläufig, den Finanzmann auszuliefern. Das Leben Samuel Insulls ist reich an spannenden Momenten.

Secretär Edisons.

Samuel Insull stammt aus London. Aus Geldmangel mußte er die Volksschule schon mit 14 Jahren verlassen. Kenntnisse in Stenographie und Maschinenbau verhalfen ihm bald eine kaufmännische Stellung. Als er 18 verlor, bekam er auf ein Interat den Secretärposten bei E. S. Johnson, dem damaligen Londoner Vertreter Edisons. Johnson ging bald darauf nach Amerika. Als Edison die Insull'schen Vordenberichte aus London zu Gesicht bekam, erkannte er die Begabung des jungen Mannes — er ließ ihn nach Amerika kommen. Edison war für Insull der beste Lehrmeister. Nicht war der erst 20jährige Secretär ein intimer Kenner aller Edison'schen Finanzangelegenheiten. Starke ausprägenge Macht, Hunger und Geltungsdrang trieben Insull zu Transaktionen für eigene Zwecke. Bald hatte er sein erstes Ziel verwirklicht: die Gründung der Commonwealth Electric Company, eine Vereinigung aus fünf miteinander konkurrierenden Unternehmungen, durch die Edison mit Licht und Kraft versorgt wurde.

100 000 Dollar ...

Nun war Samuel Insull sofort nach dem Chicagoer Gas. Er machte sich die Gasgesellschaft unter, indem er dem dortigen Bürgermeister für die Stadt 100 000 Dollar für die Gasfiskalposten vorstreckte. Auf „Belohnung“ schickte Insull das Unternehmen — als aber ein junger erfolgreicher Advokat, Wheeler, vom Stadtparlament zum Referenten für alle Gasangelegenheiten der Stadt ernannt wurde und sofort die Schließung androhte, ging es Insull an den Kranten: es kam zum Prozess. Dieser blieb der als künftige Richter und als Richter des Chicagoer Gas, die durch den Ausfall des Prozesses jährlich etwa zwei Millionen Dollar erlirpate. Das war einer der wenigen Rückschläge in Insulls Laufbahn.

Der Direktor Chifagos.

Samuel Insull blieb Chef der Chicagoer Gesellschaft. 1925 hatte er den Gipfel seiner Macht erreicht. Insull besaß ein märchenhaftes Einkommen — etwa 3 bis 4 Millionen

Dollar wöchentlich. Er war nicht nur Alleinherischer über die Verkehrsmittel, die Gas- und Elektroindustrie, sondern verfielte praktisch auch über die gesamte Politik Chifagos, deren sein unerschütterliches Verfechtungsstücken die insul'sche Familie. Er gewöhnte sich an, an anderen, logie von einer Konferenz zur anderen, kurz: in allem nahm er die Mäßen der großen Götter des Kapitalismus an.

Reich: ein Unbekannter.

Als im Jahre 1928 Senator Reed aus Missouri mit der Prüfung der Ausgaben der Insull'schen Gesellschaft betraut wurde, war mit einem Schlage Insulls Stellung erschüttert. Die Unternehmung deckte Unregelmäßigkeiten auf und Reed war unbedenklich. Samuel Insull glaubte, daß ihm die Zeit zum Segen werde: nach dem Bericht erstirte er neue Aktienemissionen und erhoffte deren Aufstößen durch die Rückkehr der Wertpapiere, geriet aber dabei immer tiefer und tiefer in Schulden. Seine Geldgeber drängten. An seiner Verzweiflung verstandete er den Banken gute Werte für eine Anleihe, die er für seine geblühten Kredite dringend brauchte. Noch 1930 verpfändete er ein Aktienpaket im Werte von 440 Millionen Dollar für eine Anleihe von 40 Millionen! Der Wert dieser Aktien ist

Die Zahnklini im Kubistall.

Aus Henssburg wird berichtet: Nachdem der Berliner Fleischermeister Friedrich B. mit seinem Laden plette gegangen war, beschloß er, ein wenig die Provinz mit seinen Kenntnissen zu beglücken. Ein Dentist, dem es finanziell noch schlechter ging als Herr B., hatte ihm eines Tages als Geschenk für ein Darlehen eine Tasse mit einigen einfachen Instrumenten hinterlassen. Diese Ausrüstung genügt dem biederen Fleischermeister, um als Zahnheilkünstler auf Reisen zu gehen.

Zuerst ließ sich Herr B. in Hulsim nieder. Ein Schlepper, den er eigens für Propagandazwecke engagiert, ritt in der Umgebung herum und hielt nach Reuten mit geschwollenen Barden Ausschau. Er erwies sich als sehr tüchtig, zumal ihm jede Kundenakquisition 40 Prozent des Honorars eintrug.

Das Geschäft blühte. Herr Friedrich B. ging nach der alten bewährten Methode des Dr. Eisenhart vor. War ein Kunde zahlungsunfähig, so daß man ihm eine ordentliche Rechnung aufsetzen konnte, so wurde an eine „fortwährende Behandlung“ geschritten. Die Behandlung bestand darin, daß man dem unglücklichen Patienten Zement in die Zahnlücken kloppte und ihm dafür eine Rechnung auf primäre Vorgefallenen präsentierte. Die zahlungslosen Kunden zahlten. Bei ärmeren Patienten wurde das Verfahren vereinfacht; da nahm der Herr „Doktor“ einfach seine Zange und zog den schmerzenden Zahn. Manchmal erwischte er den falschen, aber in der Aufregung nahmen es die Patienten nicht so genau.

Sein Meisterstück lieferte Herr B., als er eines Tages wieder einmal auf Tournee war. Denn er unternahm oft Ausflüge in die Um-

später unter den Wert der Anleihe gekulpen... — das bedeutete das Ende, dem aber noch ein zäher Kampf mit immer neuen Verlusten vorausging.

Blittend und bettelnd ...

Nach kurz vor Ablauf des Jahres 1930 richtete Insull alle finanziellen Maßnahmen auf eine neuerliche Belebung der Elektroindustrie. In seinen Unternehmungen wurde für alle Angehörigen die parole ausgegeben: „Kauft Aktien, wenn ihr eure Stelle nicht verlieren wollt!“ Die eingeschüchterten Angestellten kauften ... Es hat nichts genutzt.

Die letzten sechs Monate vor dem Zusammenbruch verbrachte Insull in endlosen Besprechungen mit den New Yorker und Chicagoer Bankiers — um lo härter blittend und bettelnd je näher das Ende kam. Aber selbst ein Wunder hätte ihn nicht mehr retten können; sein endgültiger Abgang war unumgänglich. Drei Stunden brauchte Insull allein zur Unterzeichnung der Lösung seiner vielen Verträge. Der Direktor von 85 Gesellschaften Vorsitzender von 65, Präsident von 11, gewesener Vizepräsident von 10, Mitglied der Verwaltung in einer Pension von 6000 Dollar jährlich — den Göttern wird das Sterben leicht gemacht. Nachdem aber jetzt eine Untersuchungskommission festgestellt hat, auf welche betrügerische Weise der Konturs herbeigeführt wurde, will man Samuel Insull und seinen Bruder Martin zur gerichtlichen Verantwortung ziehen. Ob das gelingen wird, ist eine zweite Frage. Es führt ein weiter Weg von Hulsim nach Chicago.

Das ist Berlinerisch!

Hans Nitsch, ein guter Kenner Berlins und der Berliner, hat in der Serie „Was nicht im Wörterbuch steht“ (H. Piper u. Co. Verlag, München) unter dem Titel „Berlinerisch“ erhellende Anekdoten zusammengestellt, die den Berliner in allen möglichen Situationen amüsiert beleuchten. Das Buch vermittelt daneben über Kontext und Wortbildung über die Bildhaftigkeit und die sprachliche Grammatik des Berlinerischen wertvolle Kenntnisse. — Hier einige Proben:

Am Donhoffplatz steht um die Mittagszeit ein Sandwich-Mann, der zwei große Plakate umhängt hat. Ein Passant macht ihn darauf aufmerksam, daß er die Schilder verkehrt herum trägt, so daß die Schrift auf dem Kopf steht. „Ma wat denn?“ meint die wandelnde Bettelma. „Da mach' doch jezt Mittagspaul!“

Ma, Klepe, was machst denn so?“ — „Bin Zeuze.“ „Wat bist denn Zeuze, Mensch?“ — „Zeuz bei Berchtersunfälle.“ — „Wo war denn hier ein Unfall?“ — „Wat' doch at, Mensch!“

In einer Gesellschaft erzählt die Gattin eines Malers von einem französischen Herren. Er schildert das Portal mit einem Wappenstein, die feierliche Versteigerung, die vornehmste Schloßgärtnerin — und alles hört launisch zu. Da pläzt plötzlicher in die Gasse hinein. „Der ist habe wie im Traum.“ Da war ein Haus mit'n Spruch: „Klein, aber mein.“ Da davor war'n Schild: „Diese Villa ist zu verkaufen!“

Ein junger Mann, der es sehr eifrig hat, bei wozu zu spät angekommen war und fürchte, nicht mehr zur rechten Zeit an seine Arbeitsstelle zu kommen, fragt einen älteren Mann: „Berzeihen Sie, können Sie mir sagen, wie ich es ist?“ Der ältere Mann sagt unwillkürlich nach der Weisheit, als wolle er die Uhr herausziehen, lächelt dann traurig und sagt: „Sa'm Se schon mal'n Pfandschein tiefer gehört?“

„Dent dir, in de Nacht drang een Dieb in meine Wohnung, ne Stunde früher, als id na Schule kam.“ — „Wie ist er erschiht?“ — „Ma ob. Er liegt im Krankenhaus; meine Frau dagte, id bin't!“

Karl trifft seinen Freund Willi am Sonntag morgen auf der Straße: „Mensch — wie heißt's aus? Da ham je in den Roddarm abgerollt! Un der halbe Krug hängt da bloß noch an! Feme! Un mo halft' deinen Zuh jelaht! Mensch! — un paar Jähne kummen da aus! Maht! Mo warst denn bloß?“ — „Ja — id — Ma — id war in'n Boen — id ha mit amisiert.“

Ein Herr springt in eine Kraftfahrzeugschleife, schnell nach Moabit! Beim Lande geriet er angetommen, springt der Fahrer ab und geriet aus dem Auto und ruft: „Warren Sie! Bin gleich wieder da!“ — „Ne, nein, du wartet der Unauktur, der jezt nicht, vor jezt Tagen hat den Passagier desselbe jelegt und nun soll id drei Jähre uff ihn warten!“

„Schau, schnell nach Moabit!“ Beim Lande geriet er angetommen, springt der Fahrer ab und geriet aus dem Auto und ruft: „Warren Sie! Bin gleich wieder da!“ — „Ne, nein, du wartet der Unauktur, der jezt nicht, vor jezt Tagen hat den Passagier desselbe jelegt und nun soll id drei Jähre uff ihn warten!“

Auch am Abend eine gute MAGGI-Suppe.

sie ist billig, nahrhaft und bekömmlich

Sammeln Sie MAGGI-Gutscheine, es lohnt sich!

Die Heirat des Herrn Ständl.

Novelle

von Ferdinand von Saar.

1. Fortsetzung.

So zog sich die Sache fast ein Jahr hin. Mit einmal, ganz plötzlich, wurde ich zum Ritter von Armer gerufen. Er teilte mir mit, daß Womast mit Neujahr zur Ruhe gehen werde und ich an seine Stelle ernannt sei. Ich dankte ihm herzlich, aber aufrichtig. Denn ich hatte mich die Ernennung freute, so war es doch auch ein Vorteil für den Herrn Ritter von Armer, daß er einen Mann, wie ich, als Obergärtner bekam. Aber im Innern war ich doch sehr aufgeregt, und das trieb es mich, meine Zukunftspläne von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Wie gesagt, kam ich an Wochentagen niemals hin. Aber heute war gerade erst Montag, ich hätte also die ganze Woche warten müssen. Freitag hätte ich auch schreiben können; aber das fiel mir zum Glück nicht ein, sondern ich eilte schmerzlos hinaus an die Kupferer Rinde. Trat auch ohne weiteres ins Haus, das mitten in dem großen Gemüsegarten lag und eben gleich rechts in die Küche hinein, wo ich die Gerüche um diese Zeit lieber antreffen wollte. Sie war auch dort. Aber dicht bei ihr, gemauerten Kopf an Kopf, stand der Bäcker, der in dieser Gegend Brot und Gemüsen ausstirgt — ein drolliger Bursche von sieben oder achtzehn Jahren. Um linken Armes den Korb, hatte er den rechten um ihren Arm geschlungen. Es sah aus, als hätten sich die beiden eben gefügt. Ich sah sehen und Reizt mich und nach Hause gehen, war eins. Dort erst fing mich die Sache zu wurmen an. Aber mein Stolz behielt die Oberhand. Ein Mädchen, das sich von einem Bäckerjungen lassen fällt, ist nicht wert, daß du noch an sie denkst. So sprach ich zu mir selbst. Und doch fiel es mir aus, daß der Alte ganz weinerlich auf die Rinde geriet und mich alles nur auf den Bäckerjungen schoben wollte, dessen ungemietliche Freiheit sich seine Tochter nicht hätte erwehren können. Ich erwiderte darauf gar nichts und wies ihm bloß mit einer bezeichnenden Handbewegung die Tür.

Einen dicken Schreibzettel, den mir die Gertrud schickte, zerriss ich ungeliebt. Kurz, so, als wäre gar nicht vorgefallen und als hätte ich das Mädchen niemals gesehen, trat ich zu Neujahr mein Amt an; ans Heiraten dachte ich nicht mehr. Die einzige Sorge in dieser Beziehung machte mir die große Wohnung, die ich jetzt bekam. Drei sehr geräumige Zimmer, außer der Küche und sonstigen Zubehör. Aber da war ja bald geholfen. Ich sperrte die letzten zwei Zimmer ab. In das erste ließ ich das Bett schaffen, in dem ich bis jetzt geschlafen hatte; die andern notwendigen Möbelstücke kaufte ich mir — und führte ganz ruhig meine Junggeleitenswirtschaft fort. Einen Augenblick dachte ich daran, eine Magd zu halten. Aber eine junge oder jüngere wäre nicht pfeffend gewesen — und vor alten Weibern habe ich immer Abscheu empfunden. Schöpfe mir also auch als Obergärtner beim Brunnen das Wasser, ging zum Mittagessen ins Wirtshaus, holte mir abends meinen Wein herüber — und räumte täglich mit eigenen Händen auf. Ich hätte zwar das meiste durch einen Gärtnerburschen besorgen lassen können — und ein anderer hätte es auch getan. Ich aber hielt strengste Dienstordnung; es sollte nicht heißen, daß ich einen der Leute, die der Herr Ritter von Armer bezahlte, für mich verwende. So lebte ich also für mich allein, einen Tag wie den andern, fast zehn Jahre lang und befand mich wohl dabei — bis ich endlich — Herr Ständl brach ab und blühte fort vor sich hin.

„Bis Sie endlich hoch heirateten“, sagte der Richter. „Sagen Sie hören, wie Sie dazu gekommen sind.“

„Ja, wie das gekommen ist“, sagte Herr Ständl, ohne sich zu regen. „Das ist so gekommen. Der Herr Ritter von Armer hatte einen Bedienten, der bei ihm und seiner Familie sehr in Gunst stand. Er verdiente es auch, denn er war ein braver Mensch, was ich unermüdlich an der Wache von Geburt an. Er hieß Thomas. Da er, wie gesagt, sehr in Gnaden stand, so war ihm gestattet worden, ein Mädchen zu heiraten, in das er sich verliebt hatte. Auch eine Böhmin. Ins Haus aber durfte er sie nicht nehmen, sondern es wurde

für sie in der Nähe der Villa, wo die Herrschaft sich aufhielt, eine Wohnung genommen. Dort gebar sie in den nächsten Jahren zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Man nannte sie nach ihrem Mame die Thomastochter. Sie galt als hübsches Weib und stand in der auch im Dienste der Herrschaft, als sie bei der Waise und sonstigen Verrichtungen mithalf. Ich selbst kannte sie kaum. Ich hielt mich in der ganzen Zeit in den Gärten auf, und wenn ich sie je einmal begegnete, so blühte ich — wie überhaupt bei meiner Größe über alle Weiber — auch über sie hinweg, denn die Freude machte ich selber, mich zu bilden, um ihr unter das Kopfschiff und unter den Put zu schauen. Kurz, ich wagte eigentlich gar nicht, wie sie ausseh.

Da geschah es, daß ihr Mann starb. Er hatte sich, wie es hieß, durch einen kalten Trunk, den er erlitten getan, ein Lungenübel zugezogen, das ihm den Hals machte. Man hatte die Verheiratung die Witwe auf der Gasse. Sie erhielt Pension und überdies freie Wohnung in einem kleinen, außer Gebrauch befindlichen Maschinenhaus, wo früher Wasser aus der Donau heraufgepumpt wurde, und das in einem der unteren Gartenteile lag. Als ich davon in Kenntnis gesetzt wurde, erlaubte ich mir Einbrüche zu tun. Denn gerade um das Haus herum lag meine feinsten Obstkulturen, denen zwei übel gehütete Rangen großen Schaden tun konnten; auch war ja der ganze Blumenfort vor solchen Grasteufen nicht sicher. Aber der Herr Ritter von Armer, dem das Weib höchstwahrscheinlich den Aufenthalt in dem Säulenhof ungemächlich hatte, befand sich seiner Verlobung. Wenn ich merkte, so machte er, daß die Kinder etwas verwirkeln, so machte es nur melden, er würde dann schon Absicht zu treffen wissen. Da konnte ich denn nichts mehr einwenden, dachte aber bei mir: den Ausfall und Anfaller mache ich nicht; ich werde schon selbst Vorlesung treffen. Da ich mich nicht entschloß, die Thomastochter zu heiraten, so war es mir ein Wort zu reden. Als ich sie — es war an einem schönen Maimorgen — auffuchte, fand sie mit ihren Kindern gerade vor der Tür. Ich trat auf sie zu, und zwar mit sehr strenger Miene, so daß ich, wie ich be-

merken konnte, die Kinder gleich vor mir zu fürchten anfangen, was ich gerade beabsichtigte wollte. Frau Thomast, begann ich ohne jede weitere Begrüßung. Sie haben von der Herrschaft hier Wohnung erhalten. Gut. Aber Sie liegt in den Gärten, und für diese bin ich verantwortlich. Ich verziehe Ihnen und den Kindern alles, irgend etwas anzurühren. Aber Blumen nach Freizeit. Auch kein Kaltschiff, denn selbst dieses wird aufpassen und in Ordnung gehalten. Wenn Sie Gemüße oder Sonntages benötigen, so haben Sie sich an den ersten Götter zu wenden, der es Ihnen zum billigen Preise ablassen wird. Sofortlich haben Sie mich verlassen, und ich mache Sie daher auch für die Kinder verantwortlich.

Das Weib war bei dem ganz verblüht und gestanden und hatte mich mit halb offenen Mäulen angefaßt. Ich sagte sie in angebendem Böhmisches-Deutsch: Aber Zeuz! Was glaubst du denn, Herr Ständl? Wer'n wir was anrühr'n? Bitt' ich Ihn! Könn't uns einfall'n! So was! Meine Kinderle sind dran. Schaut Sie's nur an, find ja liebe Kinderle!

(Fortsetzung folgt.)

Ein weltverlorenes Eiland.

Tristen da Cunha, die einsamste Insel der Welt, ist eine von vulkanischen Kräften bewegte Steinscholle inmitten des Atlantischen Ozeans 3000 Kilometer vom nächsten Festland entfernt — auf der im ganzen rund 10 Millionen wohnen. Was faszinierte auf diese Insel eine Expedition entfiel, um zu prüfen, ob die Insel sich für die Errichtung einer meteorologischen Station eigne. Eine solche Station wäre von besonderer Bedeutung, da die im Südatlantik verkehrenden Schiffe mit drahtlosen Nachrichten über die Wetterlage verfügen könnten. Ferner will man untersuchen, ob Tristen da Cunha, das ebenfalls wie das nördlichere Santa Helena unter englischer Oberhoheit steht, nicht als Zwischenlandungspunkt für den Flugverkehr zwischen Südamerika und Südamerika in Frage kommt.

Für den Sonntag

UNTERHALTUNG • BELEHRUNG • WISSEN

BEILAGE DES „VOLKSBLATTES“ AM 22. OKTOBER 1932

Leben in der Wasserhölle.

Dr. h. c. Raoul France.

Auf jeder Seereise hört man die Passagiere den Kapitän immer wieder fragen: „Wie tief ist das Wasser hier?“ Und sie leben mit ganz anderen Gefühlen in die schwarzblaue Tiefe nieder, wenn sie vernehmen, hier fahre man über zwei oder dreitausend Meter hinweg, als wenn man ihnen gleichsam verächtlich antwortet: „Es hat nichts zu sagen, kaum hundert oder einige hundert Meter.“

Die letztere Antwort erhält man stets in der Ost- oder Nordsee, die fast nirgends 200 Meter Tiefe überschreitet und darum auch nur ganz heftigen oder gelagerten Wasser hat. Im Mitteländischen Meer, dem herrlich dunkel-blauen, ist das anders. Da gibt es Tiefen von 3000 und mehr Meter und zwischen Griechen-land und Italien hat man sogar 4400 Meter Tiefe gefunden, während der tiefste Punkt der Nordsee 809 Meter, jener der Ostsee gar nur 463 Meter misst. Vertausend Meter Tiefe kommt einem schon ganz unfaßbar vor und es gibt wenige Menschen, die nicht ein Gefühl des Unbehagens empfinden würde, wenn sie an einen Unfallsturz an solcher Stelle denken, obwohl es doch für das Ertrinken ganz gleichgültig ist, ob das in einem sechs Meter tiefen Fluß oder in viele tausend Meter tiefen Ozean an uns herantritt.

Das Mittelmeer aber ist keineswegs noch die tiefste Stelle der Weltmeere. Der Atlantische Ozean, der „große Teich“, wie ihn Amerikas reisenden-Übermut zu nennen pflegt, hat Tiefen von 8400 Meter und im größten aller Meere, in der Südsee, hat man nachdenkender Tiefen von 9400, 9600 und zuletzt in der Gegend der Marianen, also südlich von Japan, von über 10 000 Meter gemessen, was eine überaus miß-lame und verantwortungsreiche Arbeit war.

Ich bin über einen dieser großen Meeres-grüben, wie die Seefahrer diese ungeheuerlichen Schlingen nennen, gefahren. Es war zwischen dem Tonga-Archipel und der Insel Niue, wo ich in fast nördlicher Richtung eine der größten Meerestiefen von über 9400 Meter hin-fuhr. In einem unendlich stillen Tag soll einem Südes-Jahner war es, spiegelglatt die See, leuchtend der Himmel, frühlinghaft an-genehm die Luft. Und das Wasser von tiefem Schwarzblau und so durchsichtig, daß man an den Rufen der Vulkaninsel Rao, an der man ganz nahe kreuzte, in dreißig und noch mehr Meter Tiefe auch die kleinsten Gegenstände noch klar herauszusehen sah. Wenige Stunden später änderte sich das alles, ein heftiger Wind brang auf und meldete, daß wir nun in eine der gefährlichsten Sturmregionen eingetreten seien. Mächtige hohe Wellen wogten auf und hinterließen einen fernen Sturm. Gewitterwolken zogen herbei, prasselnd ging ein Wellenbruch

hervor, der sich nun in kurzen Rauschen tages-lang wiederholte, wobei die größte Tiefe des Meeres bewies, daß gerade sie imlande sei, auch die ungeheuerlichen und höchsten Wellen aufstau-men zu lassen.

„Da drunten ist's fürchterlich“, läßt Schiller seinen Taucher sagen, was sich auf ein wirk-liches Ereignis, nämlich auf die Gründung des Meerstrandes bei dem Städtchen Scilla in der Meerenge zwischen Italien und Sizilien, also auf eine Tiefe von kaum fünfzig Meter bezieht. Was der mutige Taucher „da drunten“ gesehen hat, das ist schönste Schiller'sche Dichtung, mit Reipet zu sagen: Meerlatein.

Keines der schrecklichen Meerungeheuer, die

seinen Helden erzittern lassen, würde einen der braven Meeresfischer erzittern machen, we-der der harmlose Kalmische Kogon, noch der „Klippenfisch“ oder die Krabben, höchstens der, in Italien aber nicht vorkommende Hamme-hai und Haifisch. Auch die Tiefe, die dem Klaf-ster schon als beträchtlich vorkam, wird noch von seinen anderen Geschöpfen belebt als die Klippen der Oberfläche und das würde sich selbst in zweihundert und in der doppelten Tiefe nicht merkenswerth ändern. Nur die Tangevegetati-on hören dann auf und das Licht, das sich vom gelben und grünen in rot, purpur und violett gewandelt hat, erlischt in 300 bis 500 Meter Tiefe völlig, obwar das je nach den einzelnen

Ein lustiger Märchenspektakel.



Eine Gruppe aus dem Kopenhagener „Andersen-Zug“, die in amüsanten Weite Andersen's Erzählungen „Des Kaisers Kleider“ verblüffte. In der dänischen Hauptstadt fand ein großer Märchenspektakel statt, der vor allem natürlich an die Geschichten des unvergesslichen dänischen Märchenerzählers Hans Christian Andersen anknüpfte.

Meeren und Klimazonen wechselt. In die Tropenmeere bringt das Licht tiefer ein als in die nördlichen. Die Tierwelt hat sich aber in solcher Tiefe noch nicht wesentlich geändert, sie ist nur spärlicher geworden. Zwischen den überaus reichen Küstentieren der belebten Ozeane und dem gleich zu beschreibenden Meer der eigent-lichen Tiefenwesen, breitet sich eine ziemlich tie-fer Mittelregion, die ärmste an Leben, die das Weltmeer überhaupt kennt. Aber immer-hin reicht das Oberflächenleben bis etwa in 500 Meter hinab, ohne daß andere Tierformen auf-treten als die, so auch die Fische kennen.

Aber dann ändert sich jäh die Welt. Sie ist ja schon bis dorthin lichtlos geworden, auch kühl. Alle Temperaturunterschiede von Tag und Nacht haben aufgehört. In der dunklen Tiefe gibt es keine Jahreszeiten mehr, gleichmäßig für immer herrscht 4 Grad Celsius, nie mehr, nie weniger. Wenn auch neueste Forschung be-hauptet, daß die Wellenbewegung in sehr große Tiefen hinabreißt, so ist doch anzunehmen, daß sie sich unten in ein so sanftes Strömen ver-wandelt, daß man, praktisch genommen, noch nie vor jenen kann, daß jenen, der in der Tiefe lebt, die Zufälle und Veränderungen des ober-irdischen Lebens unbekannt sind.

Also lichtlos, kühl und bewegungslos ver-gehen auf zwei Drittel der Erdoberfläche — denn so viel Raum nimmt die Tiefsee ein — die Tage. Wer da noch haufen will, der braucht nicht viel äußere Ereignisse zu fürchten, nicht einmal allzuviel Feinde. Allerdings ist jede Art von Nahrungsmittel ausgesprochen, außer in der Form, daß die Gesteine allmählich zu Boden sinken und aufgeführt werden können, aber ein ununterbrochener Regen von Toten geht auf den Meeresgrund nieder und liefert ein müheloses Dasein. Darum braucht man sich weit weniger gegenseitig anzufallen, als viel mehr den Mund weit aufzumachen. Unter sol-chen Umständen kann es nicht wundernehmen, wenn da branten Tausende und aber Tausende auf den Meeresabfall lauern und zu diesem Zweck das Maul aufsperrten. Es gibt da Fische, die fast nur aus Maul bestehen, einem wahren Brotlad von Maul, das wie ein Schnapplad offen umhergetragen wird. Es sind Krebse und Weibea, die Beine und Scheren, unter denen die Scheren unglaublich weit von sich strecken, um in weitem Mund zu fassen, was da kommt. Ganze Tierwelten heben den finsternen Meeres-boden, voll von Seepflanzen, die weitgehend die hängende hochstehen in diesem phantastischen Schlaraffenland. Ihr ganzes Leben hindurch haben sie nichts anderes zu tun als zu warten, bis ihnen die Beissen auf den Kopf fallen. Kolonnen bilden weitläufige Straucher zu gleichem Zweck. Seefarne haben unmaßstäb-lich lange Arme nur zum Raufen. Seelilien öffnen ihren Blumentisch, Schwämme bilden ganze Meier. Fast alle diese gespenstischen Tiere hind überaus groß. Man vermischt es. Die Na-hung fällt reichlich vom Himmel und man kann sich über um so leichter bemächtigen, je größer man ist. Aber man kann auch um so mehr

Friesische Fischer im Eismeer.

Von Günther Thae.

Es ist eine magede, nageleiche Geschichte — und ohne Spur von Romantik. Dies der Wahr-heit zuliebe. — Den Wintergrund stellt der nördliche Horizont (unter 76. Grad) mit sei-nem glasgrün leuchtenden Anstrich und der dunkelblau gesadeten Silhouette der Eären-land vor, die sehr fern und sehr einsam wirkt, in dem großen Wasser. — Das könnte als Stimmungsbild gelten, aber das Bild ist weg, ehe die Stimmung kommt, und es hängt wieder jener dicke kalte Polarnebel über dem Schiff, den man wie nasse Watte schluckt, wenn man nicht ständig Randisguder kaut, wie es der Kapitän magt.

Der Tage im Nebel herumzudampfen, und lei-nen sich ins Kell kriegen. „Schiet ist das!“ Und wo soll das die Stimmung herkommen? Der Kapitän kurtzt und rollt grimmig an sei-nen Zigaretten. Man soll lieber einen Bogen um ihn machen. Und vorn an der Back gibt's auch laue Gefühle.

Aber was ist zu machen? — Das neue Tie-fenmeter, diese gelehrte Wäre, die wir alle mit Unbehagen angestarrt haben, weiß auch keinen Rat. „Plus 1,6 Grad C Grundtempe-ratur.“ Ja — sehr gut! Aber wo sind die Fische, Herr Theoretiker?

So dampfen wir also mißgelaunt durch den Nebel und suchen weiter (und einer sitzt oben im Top und schaut verstimmt nach dem farbi-gen Revueillon aus).

Nebel... nichts als Nebel...! Die Dampf-ne heutz heutz und rauch. Man sollte ihr Randisguder geben. Der Radioapparat im Ra-tenshaus ist heutz. (Romantisch!) — „Wöl-fisch geht lautlos über unsern Kurs.“ — „Dampf-er über unsern Kurs.“ — „Dampf-er aus!“ — meldet der Mann an Ruder. Wir mochen ihn an: „Hooihru.“ „Hooihru.“ — Er antwortet ebenso trübselig und dreht bei. — Die Maschinen-telegraphen klingen, das Ruderwasser rumpelt. Es wird ein großer Mo-ment in dieser phantastischen Oede.

Oben auf die Brücken (in Aufweite gegen-über) treten stämmig die Kapitäne. Sie ehe-ben die Schalltrichter. Von Deck schaut erwar-tungsvoll die Mannschaft herauf. — „Was ha-d'n Sie fangen?“ — Der da drüben antwortet auf gut Plaut. Breitbeinig und sehr, sehr nur irgend ein Fische liegt er da und hat uns keine Zufriedenheit zum Mander. „Hol“ über 100 Korb! — „So, so Sie tunnt die Bienen!“ nicht er bedächtig herüber, und dann verschwindet sein Schiff wieder lautlos in der weißen Wand.

Aber da stimmt was nicht! Stunden um Stunden holen wir Steine heraus, Vöder, See-ang und in dem Wasser auch ein paar Fische. Das Mißtrauen wächst. Und am Abend kurtzt der Steuerermann beim Essen über seinen Viech-topf... „Bei häd uns ansehmert!“ — Das scheint in der Tat so. Und nun geht die Suche weiter.

Die weißlichen Schwaden ziehen mit, über die bleigrau anrollende schwere Dünung. Mit-ten fallen in Schwärmen heraus, streichen fest und grau durch das Tafelwerk und verschwinden mit kleinen quäkenen Schreien. — Sie warren auf Fische. Wir auch.

Aber dann kommt der erste Treffer. Nachts so um 2 Uhr. (Es ist taghell, weil irgendwo die Miternachtsionne steht.) Rasch, daß die Scherbreiter heraufziehen, zeigt sich schon in der Feuerbord bräunlich auf dem Wasser der lang-erleuchtete hellgrüne Fied. Es sprudelt und sprüht in tausend Klafen heraus und dann hebt der Nehtad seinen prallen, dickerfüßigen Kopf rang-über über die Wellen. — „Hei! fimm!... hei fimm!...“ schreit der Kapitän über die Brücke gebeugt und lachend wird mit der Wäre; und die Mannschaft unten greift schnell und triumphierend ein „Hooihru!“ singt. Zeit freu-ig und vergnügt fahrt die Winde zu. An ihrem langen Arm schwingt sie den großen „Hol“ über Deck. — Einen Augenblick harten alle still und undächtig hinauf: 90 bis 100 Zent-ner! Es ist wie ein kurzes Dantgebet.

Dann — mit einem Ruck an der Schließleine — prallt die nasse Fracht über Deck hernur in die Schotte. Schellfische, Kabeljau, Heilbutte und anderes Getier, was da in 200 Meter Tiefe unvorsichtig herumtremte. — Die Weh-reine klingen, die Weller fahren in die Fische-bäude. Eingeweide fließen und die Lebern steigen flug über den Kopf. — Das ist eine frische, sehr realistische und geschwinde Sache. Das ist der reine Hohn auf Romantik. — Und dazu prustet der alte Wasserfisch aus allen Röhren und der Nehtmacher stimmt ein Lied an, das he alle miteinander, über die Ar-beit gebeugt, abhingen. Ein guter rauber Klang, der hochbeim im Nebel verläutet. Ja, quier Dinge sind he jetzt, die tieflichen Jüngers, und in einer Stunde liegt der Gang unter Deck in Eis.

Aber Eise mit Weile. So schnell wie wir möchten, geht's nicht. Auch die Zeit steht hier oben still. Der Tag (die Nacht, die es nicht gibt, mit eingerechnet) hat schon „Hol“ Fische. Zwei Tage nach der Zeit. Und also leben sich die Stunden so ähnlich wie ein Schellfisch dem anderen. Die Arbeit klappt einseitig im Takt der Maschine hin, und die Einsamkeit hockt un-entwegt an der Reeling.

Unter Deck beim Essen sieht man müde und abgegrünzte Gesichter, hinter kopfsteinen Bän-ken. Schweißgaden geben die Schüsseln rund um. Nur die Wächter klappern. — Wogu aber auch reden? Sie kennen einander. Sie denken nicht viel, aber gemeinsam: gradheraus: Wetter, Gang, Weis und Rind oder Braut, und was dazwischen liegt. Wogu also reden? Ein leben-ferer Menschenfisch.

Wenn dann der Kopf aufsteht und geräusch-lich die Teller wegräumt, gähnt einer und friert über die Bank in die Kaje. Er hat bald Wäde. Ein anderer langt an der Pfeise und starrt ins Licht. Wieleicht tun sich mal ein paar zusammen und „zippeln“ einen Schnaps aus. Dann das Glas ringum. Scherz und Lachen fällt fern und sehr auf den Tisch, man lehnt sich ge-müthlich zueinander, die Ellbogen auf die Tisch-kante gestützt... „un vertell war“. Aber es ist nichts Aufregendes. Nur der Kopf weis bessere Wäre. Er ist Rheinländer und war mal Komiker im Zirkus, irgendwo. Einmal führt er einen sterbenden Schwan oder so was vor (er vertritt nicht viel) mit Deklamation von Schiller. Und wie er so hinfant mit verdrehten

Augen, müßten alle laut und ausgiebig lachen. Aber das ist so selten wie kein Fudding, den er auch nur Sonntags gibt.

Na, gut!... So geht nun die Zeit allmäh-lich herum. Stunde um Stunde und Fisch um Fisch, und wir haben an die 1500 Zentner be-kommen. Kurs lädwärts, die Kaje tief im Wasser, läuft unter „Nemman“ mit neun See-meilen vor dem Wind wieder heimwärts. Und die Sonne kommt wieder, und von fern über See steigt aus Wolken und Dunst die Küste Norwegens. „Güdwärts!“, das ist ein gutes Wort für den Fischer, der vom Eismeer kommt. — Im Wehlfeld liegt ein dünner Girdregen, aber der die Farben der Berge und der Wäfen-er verwascht, und die jadtigen Vögel an Feuerbord hängen darin wie graue Tücher an Wäscheklammern. — Erst in der Nordsee flart es wieder auf.

Eine warme, wundervolle Sommernacht an Deck. Der große Mond tut das seine und poltert die weite schwarze Fläche mit Silber auf. Im Ruderhaus ist es dunkel und sehr still. Der Mann am Ruder fixiert das kleine veredete Licht überm Kompaß. Der Steuerermann lehnt aus dem offenen Fenster und starrt hinaus über See, wo fern wie Funken die Positionslichter der Fischer tatter glimmen. Er starrt auf den Kurs, er starrt in eine kleine Stube, wo der Mondschein sehr hell und warm auf kariertes Bettzeug fällt.

Unten an Deck steht der Kapitän. Er beugt sich über die Reeling und ruft dann etwas hin-auf. An Backbord kommt dunkel und massig die weiße Silhouette eines Dampfers auf. Ein Zugsdampfer. — Lautlos schließt sie sich vor den Mond. Deutlich erkennt man jetzt drüben die Reihen hellerleuchteter Decks. Ein zauberhafter Anblick in dem weichen silberigen Licht der Nacht. — Und dies könnte wiederum als Stimmungsbild gelten!... Für wen? Für den Mann an Deck mit dem gelippten Bleistift im Kopf und vielleicht für ein glühendes Trüblein drüben, die vom Bromadenbed schräger auf den feinen mondbesinnenen Fischdampfer herunterblitzt. „Gott ver-damm mich!“ — lacht der Kapitän (er hat vor-hin die Fischpreise von Nordbisch abgehört)... „dat Wind Schellfisch elf Fennig!“ — „Er schiet!“ Und er spudt kurz und kräftig über die Reeling in das magisch aufleuchtende grüne Bugwasser.

treffen, je besser man die ankommenden Bissen frisst.

Und da hat man das Verständnis, wenigstens für den Nutzen, den die Verdauungseinrichtungen, die vielen Lampen und vortrefflichen Augen genähren, die man in dieser Tiefseewelt bewundern kann, wenn man schon nicht versteht, wie denn diese erstaunlichen Erfindungen hervorgebracht wurden. Fast alle Tiefseetiere leuchten. Auf die mannigfaltigste und wunderbarste Weise. Durch kaltes Licht. Während wir Menschen nur Lampen mit Wärmequellen gefunden haben, die bloß 10 Prozent Kälteeffekt an Licht genähren. Die Tiefseetiere dagegen haben eine „Lumineszenz“, wie das scharflichte Nachleuchten, die 92 bis 98 Prozent Kälteeffekt genähren. Alle Grünsiedler bekommen einen heißen Kopf, wenn sie das kalte, und zwar mit Licht, man hat natürlich die Tiefseelampen unterlucht und hat gefunden, daß in ihnen besondere „Leuchtstoffe“, auf demselben Wege abgeleitet werden, die aber erst dann aufleuchten, wenn sie mit Sauerstoff in Berührung kommen. Entweder mit dem Sauerstoff des Wassers oder dem des Meerwasser. So kommt es, daß namentlich die Fische — nach Belieben leuchten, nämlich dann, wenn sie einen Blutstrom in ihre Lichtorgane senden, oder, daß — namentlich Krebse und Bohrmuscheln tun das — sie das sie umgebende Wasser „angründen“. Sie senden nämlich einen Schimmer aus, den Leuchtstoff enthält, und der beginnt Straßen zu werden, wenn er mit dem Sauerstoff des Meerwassers in Berührung tritt. Dadurch wird das ganze Tier in einen hellen Schimmer eingehüllt. Können wir Menschen das nachahmen, dann wären wir so weit, das Zimmer, in das wir treten, hell würde durch unsere Anwesenheit.

Die unterirdischen Grünsiedler haben sich jedoch nicht allein auf solche Kunststücke beschränkt. Sie bereiten auch farbige Lichter. Es gibt Fische, auch einen Tintenfisch, der man den bühnen Namen „die Wunderlampe“ gegeben hat, die in mehreren Farben, meist blau, weiß und rot leuchtet und zu diesem Zweck diese Leuchtstoffe an Leuchte tragen. Andere Fische schwenken eine solche farbige Lampe auf einem besonderen Träger an der Spitze ihrer Flossen. Der so lang wie der ganze Körper ist. Sie leuchten mit ihrer Laterne ihre ganze Umgebung nach ihrem Belieben ab. Wie bereiten sie dieses besonders wunderbare Farblight? Genau so wie wir gelegentlich unserer Nachtlichter und Kellernbeleuchtungen. Farbige Leuchtstoffe auf der Außenhaut ihrer Lichtorgane schimmern durchsichtig und verschaffen ihnen ein helles Licht, über dessen Bedeutung man sich nur vorstellen kann. Aber das ist noch nicht alles. Auch Schweinwieser haben die Tiefseefische erfunden. Und wieder sind es menschliche Erfindungen, die da durch Jahrhunderte vor dem Entfallen des Menschseins von den Vorfahren der Menschheit überliefert worden. Denn hier sind sowohl die Vorfahren der Menschheit, als auch die Vorfahren der Menschheit, die ganze Vorfahren der Menschheit angewendet, nach Art unserer Leuchtstoffreflektoren, aber auch nach solcher Konstruktion, wie sie in unserer Technik nicht angewendet sind. Es gibt welche darunter mit Doppeloptik und seitlichen Spiegeln, auch falls alle bedienen sich außerdem des Kunstgriffs, die Scheinwerfer, die sie aufstellen und beweglich zu halten. Sie sind vollendete Beleuchtungstechniker, besonders wenn man sich ihre Bedürfnisse vor Augen stellt.

Man hat sich vorgestellt, daß die Fortigkeit ihres Lichtes als Vorrichtung für ihre Beute dienen soll, und das mag auch für jene zutreffen, die räuberisch leben, wie namentlich gewisse Fische, auch Krebse und Seeanemonen. Aber es leuchten viel mehr Tiere, die sich nur von dem Abfall des Lebens nähren, ihnen kann also das Licht nur als Wegweiser dienen, wozu sie im Bereich ihres Sitzes zu greifen haben.

Dafür spricht auch die Tatsache, daß die Tiefseewelt nicht wesentlich tiefer reicht als 2500 Meter, obwohl nicht verschwiegen werden soll, daß man auch in 5000 Meter Tiefe gelegentlich kleinere Tiere angetroffen hat. In etwa 550 bis 2500 Meter Tiefe aber spielt sich das eigentliche Tiefseeleben ab, das kommt sehr wohl mit der Tatsache zusammen, daß in größeren Tiefen fast alles, was da von den oberen Grünblenden herabfällt, bereits bis zur Untenheit zerlegt und zerstört ist.

Was kommt denn eigentlich herab? Eigentlich alles, was im Meere lebt, angefangen von den Zwergen, die als Krebschen, Krallen, Krillgarnen an der Oberfläche spielen, bis zu den großen Fischen und Räubern, den Kraken, Molosiren und Schnecken, und wie das vielgestaltige Tierreich sonst noch benannt ist. Eine

mal stirbt jedes von ihnen und findet auf dem Wege in die Tiefe sein Grab in irgendeinem Magen. Ist das aber einmal nicht der Fall oder handelt es sich um kalte oder kieselige Reste, dann tritt in gewisser Tiefe, die, wie es scheint, unter 2500 Meter liegt, eine Zerlegung auf der selten Mineralisierungen ein. In der doppelten Tiefe hat das vollständigste Vorgehen, dort denken, wo nur mehr wenige Tierarten niedriger Kategorien haufen, da scheint das Leben überhaupt seine Grenze erreicht zu haben.

Dementsprechend gestaltet sich die Tiefenart der Ozeane sehr verschieden. Der viele vulkanische Staub, der im Stillen der Zeiten ins Meer fällt, sammelt sich überall an. In den allergrößten Tiefen bestimmt er aber das Bild, zusammen mit einem grauen und roten Ton, der das letzte Ueberbleibsel der vom Wasser aufgelösten Reste zu sein scheint. Ueberall aber, wo der Meeresboden nicht tiefer als 2500 bis 5000 Meter ist, also in gut zwei Dritteln der Weltmeere, da liegt Kalt, und zwar Kalt in allerfeinster, oft genug unkennt-

Musik im Herbst.

Von Gerhard L. Müll.

Der Abend überdämmt das Gelände.

Wir wandern in den braunen Herbst hinein. „Nun ist die grüne Zeit des Glühs zu Ende, Bald wird es winterdunkel sein!“

Raub knirscht tot und trocken auf den Wegen.

„Hier blühte unsre Sommerluft, mein Kind.“ Wir gehn bergauf, dem guten Wald entgegen. Die Birkenwege wehn im Abendwind.

Rot kommt der Mond, und kühle Sterne blinken.

Ein dunkles Säusen überhaucht den Wald. Das Herz beginnt in Trauer zu versinken. Wie sind die Wolken nun so fremd und kalt!

Da hebt in Talsenheit auf ein Klängen

Von Geigen, Flöten und Glöckchen schön. Getragen sanft von abendlichen Schwingen. Weht es herauf, das liebliche Geisn.

Benommen stehen wir da und lauschen beide

„Mit wachen Sinnen auf die Melodie.“ „Du brichst dein Stimmchen in verlungter Freude.“

„Es ist ein Frühlingslied — Kling klang kling!“

Vergessen ist die Wehmut. Herbst und Winter,

Sie gehn an unsern Herzen ja vorbei. Mag auch der Tag verbunkelt sein, dahinter leuchtet wieder hell ein birgengrüner Mai!

lich gewordenen Körnern. Er stammt von Kleinbewohnern, welche die belichteten Wasserflächen bewohnen, und sammelt sich in solchen Mengen an, daß man mit Sicherheit sagen kann, an Stelle unserer heutigen Ozeane werden einmal Raftschiffen von ganz beträchtlicher Größe stehen, wenn ihr Grund aus Tageslicht treten könnte. Es gibt auch Stellen im Meere, auf deren Grund sich die Reste anderer Kleinlebewesen anammeln, aber sie sind ohne jede Bedeutung gegenüber dem Raftschiff und dem roten Tiefseestern. Man kann sagen, zwei Drittel der Erde, die unter dem Wasser liegen, sind mit dieser Decke überzogen, so daß vielleicht höchstens noch Fische einer Nachwelt verraten könnten, daß es in der Gegenwart auch andere Tiere gegeben hat als das kalte kalte Kleinzeug. Und so schließt dieser an Wertwürdigkeit so reiche Spaziergang durch die Tiefseewelt noch mit dem Erkenntnis einer der allermerkwürdigsten Entdeckungen. Das Wissen bleibt am besten erhalten, das Große und uns bedeutend Erregende vergeht jäh. Warum das ist, darauf ist uns die Wissenschaft die Antwort schuldig geblieben.

—

Wie Steuermann Klaus seine Braut holte.

Erzählung von Irma Schwarzenauer.

Von blühenden Weiden umspiegt liegt die „Bog“ im Sonnenlicht. Man kann ihr ihr Alter nicht anmerken, denn die Kämpfe mit schweren Stürmen auf hoher See, so jung und schund liegt sie noch aus. Aber obwohl die „Bog“ ein wackeres, oft probiertes Schiff ist, obgleich Steuermann Klaus schon manches Jahr mit ihr fährt, und es also nicht der erste Abschied ist, den er und Stine in ihrer schon recht langen Brautzeit nehmen müssen, doch ist es noch so tapfer Stine immer an ihren Klaus, bittet immer wieder: „Geh nicht, geh nicht!“ Stine hebt in unklarer Angst. Klaus umfaßt sie fest, freudlich mit guten, großen Händen ihr Haar, das präde und hart, wie windgebrochenes Dünngras ist um die Schläfen weht. Klaus tröstet, versucht zu beruhigen. Immer wieder sagt er, daß langsam die Nacht ist, so langsam bauren wir, wie viele andere Male vorher. In gar nicht fernem Zeit käme er ja schon wieder, seine Stine zu holen aus ihrem einsamen Dörfchen dort, hier in die große bunte Hafenstadt, in die kleine laubere Wohnung. Und endlich, endlich sei dann die Zeit, wo sie ihm angetraut würde.

Stine läßt ihn sprechen, sieht in seine blauen Augen, denen Tränen und Jagen so fremd sind, wie es das ihr bisher auch immer war. Wenn

er dann aber zu sprechen aufhört, sagt sie wieder: „Geh nicht, ich muß nicht allein!“

„Wenn ich auch jetzt fort muß, allein bist du darum nicht, denn jede Stunde wird meine Gedanken bei dir“, spricht Klaus ernst, „und ich komme doch wieder, ich hole dich, ganz sicher hole ich dich als meine Frau!“

Klaus ist auch die letzte Minute, die ihnen noch gehörte, verfließen. Klaus hat noch einmal seines Mund, der weich und zärtlich ist wie noch nie, dann muß Klaus gehen. Stumm blickt Stine ihm nach, so schwer findet ihr die Gießer, daß sie nicht einmal weinen kann, als er sich nach ihr umwendet.

Aus der großen Hafenstadt, die voll bunten Lebens ist, in der es eine kleine laubere Wohnung gibt, die auf das junge Paar wartet, zum Hafen, wo sie Klaus zum letzten Male läßt, ist Stine ins kleine Fischerdörfchen zum Elternhaus zurückgekehrt. Dem Vater, der Mutter hilft sie wie stets bei der Arbeit, doch ihre Gedanken folgen aus der engen Heimat der „Bog“, auf ihrer Fahrt.

Wenn man der Stine sonderbar getriebenen Gesichtsausdruck sieht, wird man im Dorf geküßelt, daß sie hinterfragt worden, das habe man bei Mädchen, die gar lange verheiratet seien. Stine flimmert sich um kleinen Menschen. So

Oktober.

Der letzte Lichtschein eines trübten Oktobertages brach durch das kleine Fenster in die Stube, strich über die rohe Holplatte des Tisches, umstrich die Bank. Das kleine verlassene schon im dämmrigen Halbdunkel, das die Vermittlung der Häuserleuchte verbar und vermischt.

Regungslos lag die Kranke auf der Bettstatt. Nur ihre magere Hand bewachte sich auf dem blau karierten Bettlaken. Hätte das Licht heller geschienen, so wäre vielleicht ihr Gesicht noch zu erkennen gewesen. Das Gesicht einer alten Frau, die mit klaren Augen vor sich hin blickte, als warte sie auf etwas, das kommen mußte. Vielleicht schon diesen Abend; vielleicht auch erst am nächsten, oder irgendeinem, der endlich einmal groß und deutlich dastehen mußte.

Ridits schritt, nichts bewegte sich in der Stube. Nur die alte Uhr an der Wand tadelte höher und zerküßte die Zeit in viele kleine Stücke. Die Leute, die in diesem Hause lebten, arbeiteten draußen auf den Feldern.

Unruhig schlug ein leichter Regen an die Fenster. Kälte und schwerer gingen die Wolken der Kranke, als hätte sie immer wieder von neuem einen schweren Druck hinwegzuheben. Es waren schon viele Tage vergangen, seitdem sie zum erstenmal morgens bei der Arbeit auf dem Hofe gestanden hatte. Der Vogt hatte an diesem Tage ein mürrisches Gesicht ausgelegt und von den Leuten geredet, die krank wurden, wenn es viel Arbeit gäbe. Damals hatten sie gerade das Korn auf den Feldern zu schneiden begonnen. Nun begann der Herbstregen das Land zu überflutten, und die kleinen Trüpp der Karstfelderleuten verloren sich auf den weiten Feldern des Grafs wie kleine schwarze Hüfchen. Gegen Abend stiegen breite Nebel auf, und wenn die letzten Krähenschwärme in den nahen Kiefernfeldern der Heide einschwebten waren, trotz einer lärmenden Stille über das Land und seine Hüfchen, um die Hüften des Dorfes, die sich im großen Bogen um das Meer des Gutschloßes zogen.

Das Kränzen eines Motors drang jetzt von den Feldern bis nach den Häusern des Dorfes hinüber. Die alte Frau richtete sich plötzlich im Bett auf und blickte nach dem Fenster hin. Sie horchte eine Weile, aber nur der Regen tropf gleichmäßig in den Hof, und die blauen Tropfen liefen an der schwarzen Holwand des Schuppens herunter. Im Hintergrunde liebt grauer Dampf. Man konnte nicht den Feldern nicht sehen.

Die Alte fiel wieder in die Kissen zurück. „Nach — nach —“, stöhnte sie leise vor sich hin. Immer mehr begann sich der Raum mit den Schatten der Dämmerung zu füllen.

Die Kranke war schnell über die Frau gekommen, hatte sie direkt vom Felde geholt und ins Bett geworfen, von dem sie wohl nie wieder aufstehen würde, so sehr sie auch daran dachte. Über während sich ihre Augen langsam schlossen, begann die Gedanken der Alten ihres Lebens zurück zu laufen in eine vergangene Zeit. Da hatte schon dieses Haus hier gestanden, und auch an der Stube war nicht viel geändert worden. Auch das Schloß schimmerte hinter den Bäumen des Parks, in dem die Herrenfräulein spielten. Die Kinder des Dorfes blieben am Jaune stehen und suchten sich die Füße breit, um ein Mädchen, ein außerordentliches Mädchen zu sehen. Als Kinder waren einmal ein paar von ihnen hindurchgefallen und hatten sich vorwärts auf Baum zu Baum geschlichen. Trotzdem waren sie entdeckt und gleich wieder hinausgelagt worden. Sie standen dann noch lange am Jaune und sahen voller Bewunderung zu den spielenden Schloßkindern hinüber. Zu Hause kam immer derselbe weiche, glatte Tisch, um den sie alle saßen und aus der Schüssel schöpften. Die Mittags die Mutter auf den Tisch stellte. Sechs Kinder hatten neben der Alten in der Stube gehockt. In den Nachmittagsstunden saßen sie mit den Großen auf Feld gehen. Von Jahr zu Jahr wurden sie weniger in der Stube. Drei von den Kindern zogen in die Stadt und wurden Arbeiter. Der Älteste hatte ein Handwerk gelernt. Er ging nach Hamburg. Einmal kam eine Karte von ihm aus Elsdorf. Eine farbige Karte mit dem Bilde einer Kirche. Dann hörte man nie wieder etwas von ihm.

Die Alte legte im Halbschlaf die Hand auf die Augen und murmelte etwas vor sich hin. Ihr Arm streckte sich auf der Bettdecke aus. Sie hörte auf einmal den Geräusch der Stube. Dieser Geräusch war immer um sie gewesen, so lange sie sich erinnern konnte. Auch damals, als sie mit den andern Mädchen und Knaben in der Gefährdung geleitet hatte. Nicht über ihrem Kopf lag sie jetzt die Petroleumlampe, hängen; so stark war die Erinnerung an diese Zeit. Sieben Jahre hatte sie beim Bauern gedient. In waren aus wieder Hermanns Augen, die Augen ihres verstorbenen Mannes. Sie lag in seinen Armen; sie schaute sich an seine Schulter und sah mit beiden Händen sein breites, braunes Gesicht. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten sie manchmal abends mit den andern Leuten vom Hofe umlauernd vor dem Hause geleitet und nach dem Schloß hinübergehört, von dem eine feine Luft kam. Sie hoben die Köpfe und sahen sich dabei im Gesicht. „Für uns die Arbeit, für den Herrn der Tante“, sagte ein Alter, dem das Kränzen die Knochen im Leibe krampf gezogen hatte.

Die Jahre darauf liefen wie unklarere Bilder, der an den geschlossenen Augen der Frau vorbei. Sie konnte sie manchmal nicht voneinander trennen. Sie waren wie eine trübe Welt. Die Menschen farbten um sie wie. Hermann Vater, dann Hermann selber, den das bunte, glühende Gesicht die Dorfstraße entlang zu kochen schickte. Die beiden ältesten Söhne hielten in der Fräuleinshaus. Viele, die mit ihr aufgewachsen waren, mit ihr zusammen auf den Wäldern der Dorfstraße geleitet hatten, waren vor ihr auf den kleinen Kiefernfeldern des Dorfes getragen worden. Nur sie hatte immer wieder weitergeleitet, bis es nun auch mit ihr so weit war. Der Herr war zu Hause, in der Arbeit langer Jahre, die sie wackelnden Gefährten der Gorge geleitet hatten bis auf den heutigen Tag.

Der Nachmittag verfließte sich immer mehr. Die weiten Felder der Felder zogen sich zusammen. Um die Wipfel des Waldes flatterten ein Krähenschwarm mit hellem Krächzen. Zu beiden Seiten, die mit ihren Flügeln das große Feld umwarfen, waren einander näher gerückt. Sie schienen beide fast gleichzeitig auf dem Felde das Feld an. Auch auf dem Felde hoben die Frauen die Köpfe und schauten sich langsam hoch; auf der Landstraße am langsamem Gange heran. Außer schwach und undeutlich, dann immer klarer und kräftiger. Endlich sah man einen Trupp markierter Arbeiter. Die Menschen auf den Feldern blickten sich wie auf Kommando auf und richteten ihre Blicke auf die Straße. Die beiden Frauen hielten zusammen. „Was wollen die denn nur wieder?“ fragte der Große. „Das sind Arbeiter aus den Glasbüten; in G. ist heute keine Verammlung“, antwortete der andere und sah auf die Straße.

Als der Trupp durchs Dorf kam, setzte der Gelauf und trüffte ein. Die Alte in der Stube hörte ihn noch und richtete sich langsam im Bett auf. Sie sah zum Fenster hin und schaute, bis der Gelauf vorbei war, und dann in der Ferne zerring. Ihre Augen wurden groß, als wären sie etwas kommen, etwas Großes, Bedeutsames, das sie nicht mehr erleben konnte. Sie sah nicht mehr das Fenster und den Tisch, es verschwand alles vor ihrem Gesicht, wurde grau und undeutlich. Sie sah nur etwas Schönes vor ihren Augen, das aus dem Dunkel ihres Lebens vor ihr aufstieg, wie eine Hoffnung, die den Zukunft erfüllte, konnte während sie langsam in die Kissen zurückfiel.

Niederdeutscher Humor.

De wägelige Wee.

Dar is mal een Buern we, de is immer lo wägelig un heit so'n brutt Antwoort geven. Mal kommt de Vater bi im an; de Ruht un de Deern düd jüh ob de Deel bi to dachgen, un de Buern freit un klett. „Gu'n Dag!“ seggt de Vater. „Gu'n Dag!“ — „Gib mi Hagg god wat?“ — „Ja, de giffst mi, all wat de heit, un frägt Hagg to.“ — „Hagg he en gro't Buertied, woeel ich konn me hol'n.“ — „In'n Winter twee, in'n Sommer, wenn se den dot, heffst id nog mit een to friegen.“

halb die Zeit hat, nimmt sie das Boot, rudert weit hinaus. Wenn dann das Dorf fern schwimmt, zieht Stine die Ruder ein. Hier draußen ist ihr am wohlsten, hier vermindert sich der quälende Druck, der sie seit Klaus' Tod nicht frei geben will, hier fühlt sie sich näher dem Mann, den ihre schwere, herbe Seele liebt.

„Ich hol dich, ganz sicher hol ich dich als meine Frau!“ Klaus' letzte Worte klingen unentwegt in ihr. Ihre Augen suchen am Horizont. Sie weiß ja, daß die Zeit der Ruderfahrt noch nicht gekommen ist, doch lößt sie in ihrer Sehnsucht, den weichen Leib des Schiffes zu erleben, daß ihr den Klaus wiederbringen soll. In ihren Träumen ist es nicht, daß sie Klaus am Hafen erwarten wird, unwillkürlich malt sie sich aus, daß er aus des Meeres Ferne gleich hier zu ihr herüberkommen wird, sie zu holen. Die Tage ziehen langsam vorbei, Stines Schicksal liegt im Untergrunde. Kein Wort noch, sie in ihrem unheimlich anmutenden Sinnen zu fassen.

Der Abend sinkt. Sturmflutende Wolken verdichten den Himmel. Spät kommt Stine vom Wasser heim. Wie vorher die unfähbare Angst, ist jetzt große, unfähbare Freude in ihr erwacht. In der Stube, während die Luft, dohrt und wädhre Brandung, hinwogen, erfüllt die Nacht mit Weisen und Braulen.

Da ist es, daß an Stines Kammerdecke geklopft wird, fest und so laut, daß es des Sturmes Geräusch überbört.

Stine erwacht aus tiefem Schlaf. Sie glaubt, die Stimme zu hören, die ihr die Liebe auf der Welt.

„Stine, Stine, ich bin da, dich zu holen!“

Da steht sie eilends auf. „Wart“, wart“, ruft sie, „gleich komm ich!“ Im Flackerlicht der rath entzündeten Kerze wirkt sie sich hastig zu. Kleider über, nimmt das geknickte Tuch aus dem Kasten, um es über die Schultern zu werfen, und an Wasser und Mutter. Sie weiß nur, daß Klaus da ist, sie zu holen, wie er verspricht, daß sie mit ihm gehen wird, wozu er will.

Als Stine die Tür öffnet, löst der Wind das Kerzenlicht. Sie steht im Dunkeln, das meint sie die Umrisse der hohen Männergeister zu erkennen.

Klaus? Flüstert sie. Als es sich dann um sie legt wie ein harter Arm, als es ihr über das herbe, harte Haar streicht wie eine große, warme Hand, da vergißt sie alles Leid, da fühlt sie sich sicher und unlagbar glücklich.

Niemand erwacht im Haus. Als Stine aus der Tür ins Freie tritt, verdrängt sich der Wind mit lustiggefrähten Schritten im Grunde unter die Hüfte, doch gibt er keinen Laut von sich. Traumverloren geht Stine den altesten Weg zu der Bucht, wo auch bei Sturm das Meer tiefer stiller ist, in der ihres Vaters Boot liegt. Sie steigt ins Boot, läßt die Ruder und läßt die Ruder. Das Boot lähnt, aber die hier, schwere Brandung, schwankt in die schäumende Dunkelheit hinaus.

Am nächsten Morgen merkt die Mutter das von Wogenemrüttel zerfallene Boot an dem Strand.

In der Sturmnacht aber war die „Bog“, fern aller Hilfe mit ihrer Befahrung auf hoher See gekunt.

Boccaccio und seine Abenteuer Tausend Worte Liebe.

Paris ... Mitten im Studentenviertel ... Im vornehmsten Gasthof dieser Gegend, im „Weißen Roß“, herrscht rege Betriebsamkeit. Die Postkutschen aus Italien sind eingetroffen. Reugierige haben sich angesammelt. Geschwätzer, die immer zu Scherzen und fröhlichen Bemerkungen aufgeleitet sind. Reugierige Mädchen, die die feinen Toiletten der fremden Reisenden bestaunen und heimliche Blicke werfen auf die Stubentöchter, die sie am Abend zum Tanz führen werden.

Einem der Postwagen entsteigt ein schwarzhaariger junger Herr, ein unverkennbarer Sizilianer. Er blickt sich ein wenig provinzgemäß, was ein Schmunzeln bei den eleganten Großhändlern hervorruft. Aber der Hausdiener vom „Weißen Roß“ macht einen tiefen Bückling vor dem Fremden. Er hat sich nicht niedrige gesetzt. Er ist nobel und geht mit dem Zirkel nicht kleinlich um. Trinken wird der Reisende vom Wirt begehrt. Der Fremde schreibt sich in das Buch ein als ein Herr Boccaccio di Ghellino aus einer Kleinstadt bei Florenz. Er läßt verlauten, daß er in Gesellschaft in Paris sei. Er wolle nur wenige Tage bleiben.

Aber er bleibt doch länger. Er bleibt eine Woche, einen Monat; er bleibt ein ganzes Jahr. Das muß schon seine Gründe haben. Da steht eine Frau dahinter, meint der biedere Hausdiener des „Weißen Hofes“, und hat nicht unrecht. Herr Boccaccio di Ghellino, ein reicher italienischer Kaufmann, hat sich in Paris in eine junge Geliebte verliebt. Er vergißt seine Geschäfte. Er besucht elegante Tanzlokale mit seiner Freundin, die man nur den Vornamen nach kennt. Sie heißt Jeanne. Sie ist schön, sehr jung und nur ein bißchen leichtfertig. Will der Boccaccio di Ghellino sie heiraten? Er verspricht es ihr wenigstens. Er muß es schon tun, denn die schöne Jeanne trägt ein Kind unter dem Herzen. Es ist ein Sohn, der der Mutter zu Ehren Jean, auf italienisch Giovanni, getauft wird.

Das ist Giovanni Boccaccio, der einmal neben Dante und Petrarca der größte Dichter Italiens wird. Ein Kind der Liebe. Und später der Schriftsteller, der die unsterblichen Liebesgeschichten schrieb. Eines der größten Genies der Weltgeschichte.

Die erste Liebesstragade. Das alles passierte im Jahre 1313. Im Jahre des Heils 1313 wurde Giovanni Boccaccio, wie er später heißt, als uneheliches Kind in Paris geboren. Die Männer waren auch damals schon schlecht. Herr Boccaccio di Ghellino hat inzwischen böse Nachrichten aus der Heimat erhalten. Er muß die Stadt der Liebe verlassen. Aber er will seinen Sohn mitnehmen. Die Mutter weint bittere Tränen. Doch Herr Boccaccio di Ghellino verspricht, die schöne Frau später nachkommen zu lassen und zu heiraten. Ein rührender Abschied spielt sich vor dem Gasthof zum „Weißen Roß“ ab. Mit dem besten Vorwissen besiegelt der italienische Kaufmann die Postkutsche, das Kind neben sich. Er will bald schreiben. Er wird mitteilen, wann Jeanne kommen soll ... Der Postillon gibt das Nachsagen. Die Kutsche verschwindet über den Weinbergen, die vor Versailles liegen, das damals noch kein Mensch kannte. Die schöne Jeanne ist allein. Sie wartet einen Monat, zwei, ein ganzes Vierteljahr. Endlich trifft ein Brief aus Italien ein. Dem kleinen Giovanni geht es gut, schreibt Herr Boccaccio di Ghellino, ihm selbst im übrigen auch; er habe sich vor einigen Tagen mit einer italienischen Dame verheiratet ...

Das ist jüdel für die arme Jeanne. Sie vergräbt sich in ihren Kummer. Noch nicht einmal das Kind hat er ihr gelassen. Sie stirbt bald darauf — ein Opfer des Mannes, den sie liebte und anbetete. Wer die Mutter des berühmtesten aller Dichter Italiens eigentlich war, hat man niemals genau erfahren.

Klug — aber ein schlechter Kaufmann. So, dem kleinen Giovanni ging es gut in Italien. Wenigstens materiell. Sein Vater war gut zu ihm, seine Stiefmutter weniger. Herr Boccaccio di Ghellino, der seine Gewissensbisse kennt, hat es sich in den Kopf gesetzt, aus dem Jungen einen tüchtigen Kaufmann zu machen. Giovanni besucht Schulen, lernt recht viel, ist überaus intelligent — aber der Handhabung der Buchhalter will er keinen großen Geschmack abgewinnen.

Der Vater hält das für bedeutungslos. Florentiner Kaufleute haben in Neapel ein Handelsnetz aufgemacht. Hier, im Schatten des Vesuvius, soll Giovanni Boccaccio lernen, wie

man Tuche vermischt, Bilanzen aufstellt und ein rechtschaffener Bürger wird.

Man erwirbt den jungen Kaufmann oft dabei, wie er unter dem Nachentor heimlich Bücher liest. Das sind griechische oder römische Schriftsteller.

„Was hat Plutarch oder Horaz mit der Buchführung zu tun?“ fragt der Prinzipal streng. „Ich möchte studieren, Literatur studieren!“ erwidert Giovanni.

„Da schlag das Donnerwetter drein!“ schimpft der alte Herr in seiner Kleinstadt bei Florenz. „Wenn du nicht Kaufmann werden, sondern studieren willst, so soll es wenigstens was Nützliches sein!“

Und nun entschließt man sich, den jungen Menschen auf die Universität Neapel zu schicken, um Rechtswissenschaft zu studieren. Giovanni soll einmal ein geachteter, tüchtiger Advokat oder Richter werden. „Solche Leute finden immer ihr Durchkommen“, meint Herr Boccaccio di Ghellino. „Daß du dich nicht untergibst,



wieder die griechischen Klassiker in die Hand zu nehmen!“

Giovanni verspricht alles. Er begiebt die Universität. Aber statt des langweiligen kanonischen Rechts studiert er lieber die menschlichen Geistes. Besonders, wenn sie weiblicher Art sind. Er verliebt sich in Maria d'Anino, eine „natürliche Tochter“ des Königs von Neapel, die er sein „Kämmchen“ nennt. „Kämmchen“ spielt bald eine große Rolle in den Geschichten, die Giovanni Boccaccio schreibt. Diese Gedichte sind erst himmelstreichend, aber dann zu Tode berührt, als „Kämmchen“ ihren Freund treulos im Stich läßt und in anderer Begleitung in einen mondänen Badeort reist.

Liebe und Homer.

Die Treulosigkeit seiner Freundin ist ein Erlebnis für den jungen Menschen. Er läßt das Rechtsstudium ganz beiseite. Er sucht Zuflucht in der Dichtung. Und daneben fängt er sich auf alle Freuden des Lebens. Gaudemus igitur ... Und die schönen Frauen ... Giovanni Boccaccio ist bald der tollste Student der Universität Neapel. Er verlornt immer Geld von seinem Vater, der das schließlich etwas auffällig findet und einmal unversehens herüberkommt. Das gibt einen schönen Skandal. „Nicht einen Scudi zahle ich mehr für dich Tugend“, meint Herr Boccaccio di Ghellino; „ich enterde dich, wenn du dich nicht bekehrst.“

Eine Weile versucht es Giovanni, ohne die Unterstützung des Vaters in Neapel zu bleiben. Aber bald schreibt er einen reumütigen Brief an den alten Herrn und bittet um die Erlaubnis, nach Hause zurückkommen zu können. Sie wird ihm gnädig gewährt.

In Florenz übernimmt er die geschäftliche Vertretung seines Vaters, eine leichte Arbeit, die ihm viel Mühe läßt. Giovanni Boccaccio ist der erste Italiener, der sich die Originalausgaben Homers aus Griechenland kommen läßt. Er führt sich in Florenz mit Eifer auf das Studium dieser Werke. Jetzt bekommt auch Dante, der vor einigen Jahren gestorben war, Einfluß auf den jungen Menschen, in dessen Kopfe immer noch ein brodelndes Chaos ist.

Eines Tages äußert Giovanni, daß er nach Dante der zweite große Dichter Italiens werden wolle. Er müsse seinen Kummer aus sich herausarbeiten und Liebesgedichte schreiben. Und da bekommt er kurz darauf die Werke Petrarcas in die Hand. Giovanni Boccaccio erkennt, daß es Petrarca versteht, viel besser als er die Poesie zu meistern. Giovanni rückt um eine Stelle zurück und will nun der dritte bedeutende Dichter des Landes sein. Er verbrennt Sonette und Gedichte. Das ist nichts

über allen Urteilen erhaben hat es sich in allen Kustursprachen bis heute als ein Standardwerk der „Tausend Worte Liebe“ erhalten. Es ist nicht zu überreifen.

„Das Labrynth der Liebe.“

Giovanni Boccaccio ist nun ein berühmter Mann geworden. Er ist auch unabhängig denn sein Vater ist inzwischen verstorben. Herr Boccaccio di Ghellino war ein rechtschaffener Mann, aber von der Poesie verkannt er nichts, wie alle guten Väter. Er ging großlos in das Grab, während der Stern seines Sohnes am Himmel der Berühmtheit im Aufgehen begriffen war.

Mit vierzig Jahren gilt Giovanni Boccaccio in Toscana immer noch als der gefürchtetste Don Juan des Landes. Er macht die Bekanntschaft einer Witwe aus Florenz, die sehr lustig, aber auch sehr weise ist. Eines Tages läßt sie, wie einst das Jüngling „Kämmchen“, den schwächlichen Dichter im Stich. Der Jörn bricht Boccaccio von neuem die Feder in die Hand. Er schreibt „Corbaccio“ oder „Das Labrynth der Liebe“, das von unflätigen Worten strotzt, aber als pädagogische Kulturfrage des damaligen Florenz zu betrachten ist. Boccaccio entpuppt sich als ein milderer Frauenhasser. Er traut dem Weibe alles zu, nur nichts Gutes, und er gerät bald bei seinen schönen Leserinnen, die ihn bisher verehrt und anheimelten, in Verruf. Die florentiner Witwe, die in dem Stambulbuch die Hauptrolle spielt, kann sich in der Stadt nicht mehr sehen lassen. Ein Dichter hat sie schwerer getroffen, als es ein Richter konnte. Boccaccio jubelt auf über diesen Triumph über die Treulosigkeit; aber er wird auf die Dauer dieses Triumphes nicht froh.

Wenn der Teufel alt wird ...

Ein romantisches Sprichwort sagt: Wenn der Teufel alt wird, dann wird er fromm! Bei Giovanni Boccaccio begann diese klassische Wandlung schon mit seinem Buch über den Frauenhaß. Die Don Juan sich im Alter in einen frommen Menschen verwandelt, so tut es auch der italienische Don Juan der Feder. Er geht in sich und bereut alles. Es tut ihm leid, leichtfertige Romane geschrieben zu haben. Giovanni hat den Stimulationspunkt seines Lebens überschritten. Die Frauen sehen sich nicht mehr um nach ihm. Er sucht Zuflucht in erbaulicher Lektüre. Und da erkennt er denn, daß alles, was er bisher schrieb, nichts war; noch mehr: schlecht und abschlechtig. Er will das wieder gutmachen. Er will seinen „Dekameron“ verbrennen, und nur sein Freund Petrarca, der noch Schlimmeres durchgemacht hatte, hindert ihn an dem verhängnisvollen Schritt. Petrarcas liebevollen Worten gelangt es, Giovanni wieder etwas Nüchtern zu geben. Aber Boccaccio will in Zukunft nicht mehr Nüchternes schreiben. Er bekennt sich ruhig als Sünder und er will in sich gehen.

Er fängt sich wieder auf das Studium der Alten. Er schreibt nicht mehr im frivolsten florentiner Italienisch, er schreibt in schwerem Mönchslateinisch. Er verfaßt Studien über Dante, er verfaßt eine Biographie dieses größten aller mittelalterlichen Dichter.

Die Welt horcht auf. Giovanni Boccaccio ist ein anderer geworden. Florenz, das ihn wegen seines „Labrynth der Liebe“ geteilt hat, läßt den Jörn fallen und erweist sich sehr großzügig. Es blickt Boccaccio einen sehr großen Respekt an. Er soll über Dante an der Universität an. Er zieht den erhabenen Leben lehrte Boccaccio in seine kleine Heimatstadt bei Florenz, aus der sein Vater stammte, zurück.

Der Prophet gilt auch nichts in Florenz. Besonders, wenn er die florentiner so treffend zu ironisieren verstand. Boccaccio befaßt sich bitter über die Unanständigkeit der Bewohner der stolzen Stadt. „Er zieht den erhabenen Dante in den Staub“ — das war die schlimmste Kritik, die man ihm antun konnte. Verbittert harret er in dem ererbten Hause seiner Kleinstadt, bis der Tod an die Pforte klopft. Er schreibt unterdessen noch ein wenig über Dante und kommentiert fleißig Gefänge des „Inferno“. Am 21. Dezember 1375 stirbt er, der ewige Junggeheile, im Alter von 62 Jahren. Florenz will seine Unanständigkeit jetzt wieder gutmachen. Es ist für die nächste Zeit die Errichtung eines offiziellen Boccaccio-Denkmal geplant.

Bodo M. Vogel.

Gewitternacht im Urwald.

Die Pymäen vom Kongo.

Von Paier Dr. Paul Schöbe.

Paul Schöbe, der sich schon durch seine Bücher „Bei den Urwaldswegen von Malaga“ und „Orang-Utan“ einen guten Namen geschaffen hat, beruht in einem neuen Werk „Sambuti, die Zweige vom Kongo“ (V. A. Brockhaus, Leipzig) bekanntlich für diese Kinder der Wildnis zu weiden.

Die fesselt sich die Fittiche der Nacht über den traumenden Urwald, die Dunkelheit breitet ihren undurchdringlichen Schleier um das kleine Pymäenlager. Lang und Müde waren verflummt, müde, in Schweiß gebadet, hatten die Zweige nur in ihrer Wildheit und Leinwandigkeit und plügend der Unterhaltung, die immer leiser und schlaffiger wurde. So hatte meine Pösten auf der Veranda meiner Behausung bezogen, freude die matten Glieder im Viegeltuhl aus und sog die tiefe Nachtluft ein.

Es war es geworden um mich herum, ein Gefühl der Vereinamung befiel mich. In solchen Stunden, wanderten die Gedanken heimwärts, lösten sich von der Umgebung und schienen mit fähigem Sprung tausende Kilometer weit über Urwald, Meer und Gebirge in ein anderes Land, wo eben der Frühling seinen Einzug hielt und Natur und Menschen lebensfrunten machte. Hier aber war die Natur übermächtig und erschütternd nur in ihrer Wildheit und Leinwandigkeit. Draußen ging der liebe Herrgott im Gänze des Windes und lieblichen Variablen von Blumen und Blüten durch den Wald, hier kämpfte er im Sturmesbrausen, unter forzierenden, finsternen Urwaldriesen einher. Unheimlich still konnten die Urwaldriesen werden, noch unheimlicher, wenn der Hagel aus den Kängens die Luft durchdringt — die Zweige schauern dann, es sei der Herrgott, der ruft, und verzagen sich in ihren Blüten. Fichtel stellen drang das ferne Krutzen eines Leoparden an das angestrenge lauschende Ohr und machte die Nacht noch schauriger.

Man weiß, daß droben am Himmel Millionen von Sternen blitzen, aber nur schwer gelingt es, das Blinken der einen oder anderen durch das dicke Laubdach zu erspähen.

Der tolle Mond, der fiese Ruchend einfarner Menschen, war noch nicht aufgegangen; denn leuchtete sich sein spinnendes Licht schon durch das Blätterdach gedrängt. Auch der schwächste Lichtschein wirkt erlösend in der schwarzen Urwaldnacht.

Ich beschloß, den Anfang des Nachtgottes zu erwarten, und rühte mich im Stuhl zurecht. Ein leiser Windstoß in den Kronen der Bäume, der Zweige und Blätter, zum Nennen und Nennen brachte, belebte die Stimmung, der Klang brachte wohlthuende Kühle.

Ich hatte ich richtig gehört. Es lang dumpfes Rollen in weiter Ferne. Ich horchte gespannt auf. Ich hatte mich nicht gehört; ein Gewitter war im Anzug. Das Wetterleuchten verriet, daß es von Westen heraufzog, also aus der Weitergegend. Aus Erfahrung wußte ich, daß es nur wenige Minuten dauern würde, bis der Orkan hereinbrach. Kaum hatte ich alles im Stillen verloren, da ließ sich schon der Sturm ein; die Bäume ardhien, todeses Schill Lapperte zu Boden und ver Wind segte es bis auf die Veranda. Wiederrum lag ich in meinem Viegeltuhl und folgte mit den Augen den Blüten, die die Lagerleitung mit hellem Schein erhellten. Blick auf Blick gukte herüber, Schlag auf Schlag trachte das zuweisen. Ein heftiger Sommerwind ließ mich empfinden; Schreie der Zweige gellen auf, dann wurde es still. Ich trat vor die Pöste. Der Regen prasselte, die Waldriesen, die dicht am meine Hüfte herumliefen, röhnten, vom Sturm hin und her gerüttelt. Wie leicht konnte ein Blick in einen der über vierzig Meter hohen Bäume einfallen, und ihn über meine Bekanntschaft einfallen. Sofort sagte ich den Blick, schon am nächsten Tage die Baumrieze um die Hüfte herum fallen zu lassen.

Wie die meisten Tropengewitter zog auch dieses bald über das Lager hinweg. Lange noch grollte der Donner in der Ferne, wie der Groll der keine Worte fand, der Regen plätscherte in derselben Eintönigkeit noch Stunden lang weiter. Die Zweige, die sich während des Gewitters außerordentlich still verhalten hatten, lebten wieder auf. Stimmen wurden laut, ich hörte Janken und Schreien, das aus zwei Hütten gerade mit gegnerlicher Drang. Mit der Laterne in der Hand eilte ich trotz Regen und Sturm hinaus, um nach der Ursache des Lärmes zu forschen. Vor der Hüte angelangt, sah ich auf den Latten, die als Bettgestell dienen, die Malen hilflos in einer großen Kiste hoden. Die Hüte war so ungeschützt in einer Mulde, in der sich alles Wasser sammeln mußte, angelegt, daß sie durch den stürmenden Regen ganz unter Wasser gesetzt worden war. Die Anwesen, stehens junge Weiber und Mädchen, schimpften und keiften, während sie das Wasser mit den Händen aus der Hüte schaukelten. Ich ließ schnell mit dem Heumesser eine Abflurgrube graben, so daß die Hüte für die Nacht beziehbar wurde. Als bald prasselten wieder die Feuer auf die Bettgestelle wurden ins Innere geschleift und auf den nassen Boden geschüttelt. Die Störung war zwar unliebsam, beschränkte aber kaum den gelunden Schlaf der Sambuti.

Da ich wachte, daß die Zweige nicht imstande waren, die gefahrdrohenden Bäume allein zu fällen, landete ich ins Dorf um Hilfe. Sowohl die Weiber als auch die Zweige haufen die Bäume nicht an der Wurzel ab, sondern in einer Höhe von etwa zwei bis drei Metern, wo sie weniger umfangreich sind. Zu diesem Zweck stellen sie ein einfaches Gerüst auf. Es besteht aus Stetten, die mit zwei Enden an Gabelstöße, oder an Baumenden festgebunden werden, während die

anderen Enden mit Planen um den zu fällenden Baumstamm befestigt werden. Auf diesem schwankeenden Gerüst steht der Holzschläger und hant uermüßlich Schlag für Schlag die Äste in den Stämme. Bisweilen dauert es Stunden, ehe das erste Schanzen in der Baumkrone bemerkbar wird und den Holzschläger warnt, auf der Hut zu sein. Noch einige zehn Schläge, dann flüchtet der Mann, während der Baum rasch in den Wald stürzt und allen Baumwuchs ringsherum mit sich reißt.

Es war eine harte Arbeit an dem Tage, die aber vollendet werden mußte, zwei Elendghalsbäume, die höchsten von allen, machten uns am meisten zu schaffen. Als man am Spätnachmittag dem letzten zu Leibe rückte, setzte plötzlich ein Sturm ein, der für das Lager beinahe zu einer

Katastrophe geworden wäre, da der angehaute Baum über die Hütten zu stürzen drohte. Abgesehen davon, daß das Gerüst, welches sich

Alles war auf den Beinen. In wenigen Minuten waren meine Habseligkeiten aus der bedrohten Hütte in Sicherheit gebracht, aber der Baum war noch immer nicht zu Fall gekommen. Nachmal wagte sich Abgapor an ihn heran, um ihm die tödlichen Schläge zu versetzen; wir anderen standen in ängstlicher Stille und harzten in den Wipfel des Baumes. In diesem Augenblick trat aus seiner Hütte Agendbu, der jugendliche Medizimann des Lagers, mit einem Webel hervor, stellte sich in sicherer Entfernung auf und webelte unablässig gegen den Baum. Seine Zauberkräfte sollte bewirken, daß der Baum trotz Sturm und Wetter in entgegengesetzter Richtung, in den Wald fiel. Er hatte seinen Erfolg. Noch ein Anstich und mit lautem Knack stürzte der Riese ins Waldbesidit. Ebenso lautlos wie Agendbu aufgelaufen war, verschwand er wieder in seiner Hütte. Das war das einzigmal, daß ich einen Pymäen, „Zauberer“ in Tätigkeit sah.

Der Saphirring der schwarzen Venus.

Aus Budapest wird berichtet: Es gibt nur eine Frau unter den Neginen, die sich mit der gezeigten Tänzerin Josefina Baler messen könnte, und das ist Saddy Hopkins, ebenfalls Tänzerin und als „Schwarze Venus“ überall, wo sie bisher aufgetreten ist, bewundert. Diese junge Schönheit erlebte unlängst in Budapest, wo sie mit ihrem Ensemble ein Gastspiel gab, ein Abenteuer, über das noch heute in ganz Ungarn erzählt wird. Saddy Hopkins hatte schon vor Jahren in Budapest gastiert und erzielte sich damals der Gunst eines feineichen Industriellen aus der Provinz; Man sah die beiden lieblich zusammen und es hieß, daß der Industrielle alles tue, um die ziemlich kostspieligen Wünsche seiner Geliebten zu befriedigen. Man erzählt sich vor allem von einem fabelhaften, mit Saphiren ausgestatteten Ring, den er der schwarzen Venus anlässlich ihrer Hochzeitsfeier in Budapest geschenkt hatte.

Am Tage der Abreise von Saddy Hopkins vertriehen alle Zeitungen über das plötzliche Verschwinden dieses unglücklichen Ringes. Die untröstliche Tänzerin setzte einen hohen Preis:

Isah aus, doch blieben alle Nachforschungen vergeblich; sie mußte Ungarn ohne das herrliche Andenken verlassen. Um so mehr war sie erfreut, als sie vor einigen Wochen zum zweiten Mal nach Budapest kam und eine alte Frau, Garde-

robieri von Beruf, sich bei ihr melden ließ und ihr den Ring brachte.

Es stellte sich heraus, daß die alte Frau den Ring im Theater gefunden und bei sich behalten hatte. Er gefiel ihr so gut, daß sie sich von ihm nicht mehr trennen wollte. Erst im Laufe der Zeit fühlte sie Gemissensbisse und nahm daher die erste Gelegenheit wahr, um den Ring der rechtmäßigen Eigentümerin zurückzustellen.

Die Tänzerin ließ darauf den Ring von einem Juwelier schätzen, um endlich zu erfahren, wieviel sie verloren und wiedergelunden hatte. Und nun ergab sich etwas Tragikomisches: Der Sachverständige erklärte, der „herrliche“ Saphirring sei nicht mehr als 200 Pengö wert. Dabei hatte der Findexhörer allein 800 Pengö betragen. Der „noble“ Industrielle, dessen Geschenk auf Zehntausende geschätzt worden war, ließ sich diesmal in Budapest nicht bliden.

Die letzten Opfer.

Pariser Brief. In eine flache Bodenentlang gebettet liegt das kleine nordfranzösische Dorf. Etwas ein Dutzend Gehöfte, nach einem einheitlichen Bauplan errichtet, ziehen sich längs der Straße hin; freundlich leuchten an Stelle der alten trostgebenden Gebäude die hellgelben, malerischen Wohnhäuser, kleine Gassen und Scheunen. Ringsum erstrecken sich die Felder; hell und leicht schmiegt sich das Grün der Wiesen neben die schwarze, verzweigungsreiche Schwere der frühlingsgrünen Acker, deren Schollen herber Erdruch entströmt. Abseits vom Dorf liegt der Bahnhof, der nur aus einem niedrigen, mienen Schuppen besteht. Zweimal taglich verkehrt ihn der Zug der Kleinbahn, doch nur selten kommt es vor, daß einer der Dorfbewohner ihn benutzt, um in die Stadt zu fahren. Ruhig und zufrieden leben sie auf ihrem Dorfe, in ihren neuen, geräumigen Häusern; still gehen sie ihrer Arbeit nach. Sie haben alles, was sie brauchen, kein fälschen feine Gerichte, nach der Stadt, deren Gerichte ihnen fremd ist, in der sie sich niemals wohl fühlen können.

„Hier“, macht der Bauer Crouvelles und zieht die Zügel an. Schwerfällig klettert er vom Wagen herunter. Sein Sohn ist schon vorher herabgeklungen und schirmt die Pferde aus. Beide gehen an ihre Arbeit. Die Pferde links der Aste aus andere Ende des Acker, dort hin, wo er von einer Reihe von Bäumen begrenzt wird, hinter denen ein Flächen entlangfließt. Die Sonne . . .

Es sind junge Bäume, die dort stehen, mit dürftigen Kronen und schwachen Stämmen. Vor wenigen Jahren erst hat sie der alte Crouvelles angepflanzt, als Gefühl für die alten, die hier standen, bevor es verfluchten Tages das Morben an der Sonne begann, schwerelastige Granaten heranzuklein, die Kronen der Bäume zerfetzten, ihre Wurzeln aus der Erde rissen und nichts zurückließen als eine verwühlte, fahlsplinterüberdeckte, trostlose Fläche. Die Bäume, die jetzt dort stehen, sind jünger, aber anders, weil dem Kriege, dessen verlogene Glorifizierung keinem Herzen fremd, und dessen zerstörende Sinnlosigkeit seinem Bauernhirn unabsehbar geblieben ist. Gewiß, man hat ihm seinen Acker wiedergegeben, das zerstörte Haus neu aufgebaut, aber wird dadurch der Einzelne fröhlich?

Der Blick zum Gegen? Nein! — „Wahr!“ ruf Pierre herüber und winnt aufgeregter, „komm schnell her!“ Während der Alte hinläuft, überlegt er, was Pierre wohl entdeckt haben mag, daß er so außer Fassung geraten ist. Einen Stahlhelm, ein verrottes Seitengewehr, ein Gefäß? . . . Wohl kaum. Das alles wußte nicht Selbsten hier auf diesen Feldern, über die jahrelang der Krieg gegangen ist; diesen Feldern, über die man, auch als längst der Friede gekommen war, keinen Schritt tun konnte, ohne auf Spuren des Vergangenen zu stoßen. Auf Kriegsgewalt, das der Bauer hachte, weil er unbewußt die tiefe

Symbolik empfand, die darin lag, wenn rostige Eisenbleche seinen Pfing stumpf und spärlich werden ließen. Jetzt waren die Funde seltener geworden, letztem Jahr um Jahr die Acker wieder bestellt wurden . . .

„Hier“, Pierre zeigte auf ein Loch in der Erde. Dann schenkte er sich um und sehen auf sich ihrem Bild bariet. Vermohtige Balken ragen aus dem Erdbreich. Sie haben der Aste, die auf ihnen ruhte, nachgegeben, sind zusammengestürzt und gegen den Aste frei in einen Untergrund, den eines Tages ein Wellstreifer verflücht haben mag. Ein Gewehrhaft ragt verdrückt aus der Erde. Daneben schimmert es gelblich. Knoden . . .

„Hol den Spaten“, sagt der Alte heiser zu seinem Sohne.

Gestern haben sie die Erdböhe entbedt und die Gebelne freigelegt: Es waren die von vierzehn Soldaten. Die einen fanden sie noch in den Erdenkammern. Die anderen haben sie die Leichenreste der Verflüchteten, ins Dorf gefahren, ins Spigenhaus. Heute früh hat man sie in Särge gebettet, die jetzt auf dem kleinen Bahnhof stehen, um in den Zug verladen zu werden, der sie nach dem großen Soldatenfriedhof bringen soll.

Düßere Stimmung liegt über dem Dorfe. Aus dem Fenster der Mairie hängt die Tricolore. Ein schwarzer Trauerkoffer ist an dem Rahmentisch befestigt. Schwerfällig, mit schenen Gesichtern, vertriehen die Dorfbewohner ihr Tagewerk: Wie ein dumpfer Druck läßt es auf allen. Es ist, als tiege aus der Erde drängen auf dem Acker und aus den vierzehn schmalen Särgen noch einmal das ganze, grenzenlose Entsetzen jener vergangenen Jahre, alles Aufruch von Tod, Verwundung und Qual; als zeige der Krieg noch einmal sein furchtbares Gesicht und lege sich fäimend auf alles Leben.

Früh denken sie diesmal ihre Arbeit, und abends, zur Mährt des Tages, verarmen die Leichenwagen am Bahnhof. Schweißgebadeten verladen die Männer die traurige Fracht. Dann treten sie zurück und nehmen die Mühen ab, während der Wagen mit den Särgen vorüberfährt. Andre Crouvelles beugt sich zu dem kleinen Enkel, der neben ihm steht, herab und sagt fast dröhend: „Wie wieder, Pierre du: „Wie wieder!“

Nach begreift der Kleine nicht den Sinn der Mahnung, aber unbewußt erschauert er vor der Tragik der Scene und dem düsteren Ernst der Worte, die sich seinem Gedächtnis unaussprechlich einprägen, und deren Bedeutung sich ihm Jahre später, wenn er erst reif geworden ist, offenbaren wird: Wie wieder!

In der ferne verflingt das Rollen des Zuges. Ein kühler Wind kommt von der Sonne her über die Felder. Ganz hinten sieht man gegen den Abendhimmel die Silhouetten der Bäume, die den Acker der Crouvelles begrenzen. „Komm“, sagt der Alte und faßt die Hand des Kleinen. —

Walter Schirmer.



Für die Verwundeten u. Gefangenenhilfe der Eisernen Front!

Literatur.

Kinderland 1932. Das Jahrbuch für Kinder in Stadt und Land ist wieder erschienen. Zwei Auflagen waren im vergangenen Jahre nötig, und beide waren Wochen vor Weihnachten ausverkauft. Von Jahr zu Jahr konnten die Herausgeber die Auflage erhöhen. In diesem Jahre wurde sie auf die doppelte Anzahl der notwendigen Gesamtauflage gesteigert. Erfreulicherweise konnte der Verlag den Preis von 1,50 auf 1 Mark herabsetzen. Trotz dieses Preises ist Inhalt und Ausstattung des „Kinderland 1932“ wieder in gleicher Lebensfülle und Güte, wie wir das bei Büchererscheinungen der Kinderfreundebeziehung gewohnt sind. Hans und Wilmi Weinberger waren wieder die Bearbeiter.

Es ist gewiß nicht leicht, ein Kinderbuch für alle Altersstufen der Kinder, soweit sie lesen können, zu schaffen. Das vorliegende Jahrbuch kann als sehr gut gelungen betrachtet werden. Es wird nicht nur den Kindern Freund und Berater sein, auch mancher Erwachsene wird mit Freude in ihm Wünsche und Sorgen seiner Kinder geteilt sehen. „Kinderland“ ist das einzige sozialistische Jahrbuch für Kinder. Um so wichtiger ist seine Verbreitung gerade heute in einer Zeit, die von allen Sozialistischen Aktivitäten auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens verlangt. Dies Buch hilft den Kindern am Besten für den Kampf der sozialistischen Bewegung. Wir empfehlen also „Kinderland 1932“ aus zweifachem Grunde: 1. Es ist ein prächtiges Jahrbuch für die Kinder. 2. Es ist ein sozialistisches Orientierungsbuch für die Kinder. In Angelegenheiten, die Kinder selbst direkt angehen, nehmen sie auch selbst das Wort. So finden wir in einer Reihe von Kinderberichten gute Beispiele, wie sehr die Kinder an ihrem Jahrbuch beteiligt sind. Die Beiträge, die aus der Feder Erwachsener fließen, sind in gerader Freundschaft zu den Kindern geschrieben. Die Fülle der Illustrationen und Beiträge sind der Wirksamkeit entnommen und dienen wiederum der Entfaltung und Gestaltung sozialistischer Grundbilde. Kein Geringes soll veranlassen, seinen oder anderen Kindern das Buch zu geben.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

„Das Leben“. Das neueste Heft des bekannten Monatsmagazins „Das Leben“ enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Beiträge. Da wir nicht alle einzeln aufzählen können, wollen wir einige hervorheben. In der ersten Nummer des Heftes finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen. In der zweiten Nummer finden wir eine Reihe von Beiträgen, die auf die Arbeit der Arbeiter und auf die Bedürfnisse der Arbeiter hinweisen.

Warum Grobgrundbesitz-Enteignung?

Von den Gelegenheitswörtern, die die sozialdemokratische Reichstagsfraktion beim Zusammenritt des letzten Reichstages eingebracht hatte, hat derjenige über die Enteignung des Grobgrundbesitzes mit Recht besondere Beachtung gefunden. Durch die Reihen der Parteifreunde ging ein erleuchteter Aufbruch aus dieser beängstigten Lage, während sich die Gegner recht erfindend gegen den und den beinahe unangenehm mit häßlichen Bemerkungen zu bagatelisieren versuchten. So versetzte sich die „Deutsche Tageszeitung“ zu der naiven Frage, warum man denn diesen Gelegenheitswörter in den Schulbüchern nicht schlummern lassen, und warum er nicht eingebracht wurde, als die Sozialdemokratie noch mit in der Regierung lag. Sie hat daran erinnert, daß schon im Mai 1923 die sozialdemokratische Reichstagsfraktion einen großen Bodenreformentwurf Müller-Frankens im Reichstag einbrachte, der verlangte, daß die Privateigentümer von mehr als 750 Hektar landwirtschaftlich oder 100 Hektar forstwirtschaftlich genutzten Bodens die zugehörige Fläche an das Reich abzutreten haben. Diese Forderungen sind dann in das sozialdemokratische Agrarprogramm, welches vom Kieler Parteitag 1927 verabschiedet wurde, aufgenommen worden.

Die Notwendigkeit der Enteignung des Grobgrundbesitzes gehört zu den geschilderten Erkenntnissen der Sozialdemokratie. In der Begründung des Agrarprogramm-Entwurfs führte der Genosse Krüger auf dem Kieler Parteitag folgendes aus:

„Wenn auf irgendeinem Gebiet, so erben sich gerade auf dem Gebiet der Bodenverteilung Gesetz und Recht wie eine ewige Krankheit fort. Die heutige Grundbesitzverteilung in Deutschland wird noch aufs tiefste beeinflusst von Ereignissen, die sich vor mehr als tausend Jahren abgespielt haben. Sie ist das Ergebnis eines jahrhundertlang währenden Klassenkampfes, wie das kommunistische Manifest Marx und Engels es in unerreichbarer Meisterhaftigkeit darlegt.“

Dieser Klassenkampf hat sich zwischen den Junkern einerseits, den Bauern und Grundbesitzern andererseits abgespielt. Demgemäß wurden im Agrarprogramm die Bodenreformforderungen folgendermaßen formuliert:

„Die Gewalt des Grobgrundbesitzes und die politische Macht der Herrenklasse haben die Grundbesitzverhältnisse geschaffen. Aus Gründen der Produktions- und Verteilungspolitik fordert deshalb die Sozialdemokratie eine grundlegende Veränderung der Grundbesitzverhältnisse, eine planmäßige Bodenreform. Diese muß die heute bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse von Grund auf beseitigen, die sich auf dem Lande durch die jahrhundertlang andauernde Unterwerfung der Landbevölkerung unter das Joch des Grundbesitzes entwickelt haben. Wir fordern daher die Beseitigung des auf Raub und Rechtsbruch zurückgehenden Herrenbesitzes, das mit und durch die erblichen Erbschaften des deutschen Bodens fortgesetzt wird.“

Der jetzt von unserer Reichstagsfraktion vorgelegte Gelegenheitswörter weist aus gewichtigen Gründen in einigen Punkten vom Kieler Agrarprogramm ab. An Stelle der im Agrarprogramm festgelegten Grenze von 750 Hektar für landwirtschaftlich genutzte Flächen ist jetzt die einheitliche Grenze von 200 Hektar getreten. Und zwar deshalb, weil wir aus den Untersuchungen des Genossen Dr. Sabis über die deutschen Latifundien inoffiziell gelernt haben, daß einmal Grobgrundbesitz in ganz Deutschland besteht, und weil zum andern die letzten politischen Ereignisse — wir denken dabei besonders an die Beeinflussung des Reichspräsidenten durch das öffentliche Unterium in Deutschland — dargelegt haben, daß nur bei tatsächlicher Beseitigung des vorwiegend in den Händen der Adels sich befindenden Grobgrundbesitzes auch die politische Vormachtstellung der Junker ge-

Der Stand der Rohstoffmärkte.

Immer noch optimistische Grundstimmung. — Furcht vor der bösen Politik. — Die ausgetriebenen Naturkatastrophen. — Funktionierende Metallartefakte.

Das geradezu leidenschaftliche Interesse, mit dem man seit Wochen die Bewegungen auf den großen Rohstoffmärkten verfolgt, ist erklärlich, weil die Hoffnungen auf eine allgemeine Verbesserung der Weltwirtschaft auf die Preisbewegungen für Metallgüter zurückzuführen. Auch die Entschlossenheit des Naturbelagungsplans der deutschen Reichsregierung ist wesentlich von der Rohstofflage während des Sommers 1932 beeinflusst worden. Es fragt sich, ob die Rohstoffmärkte auch in Zukunft geeignet sind, den Optimismus in der Weltwirtschaft zu stützen und zu fördern?

Diese Frage ist recht schwer zu beantworten. Der größte Teil der Märkte liegt fast ausschließlich in Schwach und auf vielen Gebieten, so auf dem Getreidemarkt, nähern wir uns wieder dem niedrigsten Preis im Herbst 1931 und im Frühjahr 1932. Aber mit der Festhaltung, daß die Rohstoffpreise abdrücken, ist es nicht getan. Sie muß durch die andere Festhaltung ergänzt werden, daß die Preise außerordentlich niedrig bleiben. Der Widerspruch gegen Preisentwürfen ist äußerst stark und kräftig.

Diese Erscheinung kann man nicht mit dem bloßen Hinweis auf bestimmte politische Momente abtun. Selbstverständlich spielen wirtschaftliche Gründe mit. So steht Nordamerika für eine weitere Erholung an den Rohstoffmärkten an anderen Stellen, z. B. am Getreidemarkt, noch immer erkennbar sind. Jedoch hat die böse Politik, Weltmarkt und Innenpolitik, in den letzten Wochen vieles verdorben, was rein wirtschaftlich bestimmt, recht gut hätte werden können. So muß festgestellt werden, daß die Auflösung der Rüstungsfrage durch Deutschland viel Unruhe in die Märkte getragen und viel geschadet hat. Man verweist hier auf die Gefahr, die Rüstungsdebatte könne zu einer ähnlichen Verkrampfung und zu einer ähnlichen Stagnation führen, wie sie der Reparationslösung im Sommer 1932 vorausgegangen sind.

Nun wird augenblicklich aller darauf aufmerksam, ob man die kapitalistische Wirtschaftsmaschine derart regulieren kann, daß Angebot und Nachfrage einigermaßen in ein tragbares Verhältnis kommen. Hier steht es ziemlich hoch aus, am besten vielleicht an den Getreidemarkten. Im Frühjahr 1932 ist es, so als ob eine Misere in Nordamerika den Einfuhr zwischen Angebot und Nachfrage zwangweise herbeiführen würde. Aber Nordamerika bekam für den Ausfall beim Winterweizen einen Teilsertrag durch die gute Ernte an Sommerweizen. Weltwirtschaftlich wurde der Ausfall der nordamerikanischen Winterweizen durch die vorzüglichen Ernten in Kanada und in den europäischen Zufuhrgebieten, von denen manche wie Frankreich und Deutschland, mehrschichtig eichte Ausfuhrüberschüsse haben werden, ausgeglichen. Auch die Aussichten für die Ernte auf der südlichen Erdhälfte sind bei größeren Anbauflächen recht gut. So erklärt es sich, daß die Preisrückgänge an den Getreidemarkten am größten und die Widerstände im Markt selbst am geringsten sind.

Es ist eine der kapitalistischen Wirtschaftseigentümlichkeiten, daß die Angelegenheit von

Produktion und Absatz auf den großen Märkten am besten durch Naturkatastrophen, durch Misere, Uebererschwendungen, Inflationen und usw., ersetzt werden könne. Für den Anwendungsfall dieser These in den großen Getreidemarkten der Welt hat man sich, wie das nordamerikanische Beispiel zeigt, getäuscht. Wir selbst sind der Auffassung, daß das Problem der Lebensproduktion in der kapitalistischen Wirtschaft weniger schwierig zu lösen wäre, wenn sich die kapitalistische Wirtschaft entschließen könnte, die Erde auf vielen Gebieten, die durchaus eine Verteilungs- und Kaufkraftfrage ist, nach der Absatz, nach der Kaufkraftseite hin zu lösen. Die hungerigen Mägen von Hunderten Millionen Menschen in der Welt würden das Problem der in der kapitalistischen Wirtschaft angeblich überflüssigen und nicht verwertbaren Getreidevorräte besser lösen als Naturkatastrophen. Dazu kann sich aber die kapitalistische Wirtschaft nicht entschließen. Sie kann sich noch nicht einmal dazu entschließen, dem künftigen zukünftigen Bedarf freien Lauf zu lassen, um auf diese Weise Gebiete vorübergehend außer Kultur zu setzen, die zu teuer produzieren. Das Kaufkraftproblem der nationalen und internationalen Kartellierung verlagert aber gerade auf den Getreidemarkten. Vielleicht kann Deutschland sich rühmen, so etwas als ein Getreidekartell auf die Beine gebracht zu haben. Mit Unterstützung der Regierung haben wir in Deutschland seit Monaten eine künstliche Zurückhaltung im Angebot von Getreide. Dabei ist interessant zu wissen, daß 50 Prozent der Getreidemengen in Deutschland durch Genossenschaften usw., also durchaus kollektiv verkauft werden. Das macht die bessere Entwicklung auf den deutschen Getreidemarkten, die eine Ausnahmestellung einnehmen, begreiflich, während die Kartellierung anderswo an den Millionen von Köpfen der Getreideproduzenten scheitert.

Auf dem Gebiet der Metalle scheint das Mittel der Kartellierung allerdings zu funktionieren. Vielleicht wird das Kartell hier, ohne einen neuen krisenhaften Zusammenbruch, die Spanne überbrücken können, bis die Lage allgemein etwas günstiger geworden ist. Die Spanne darf natürlich nicht zu lange dauern. Beim Zinn hatten die Kartellabschmachungen, wenn auch Finanzierungsfragen bestehen, vorerst ganz gut. Wenn Kupfer will man demnach versuchen, neue Absmachungen zu treffen. Die Metallpreise sind allerdings durchweg schwächelnd, halten sich aber ganz erheblich über dem Tiefpunkt während des großen Preisrückfalls. Schlimm steht es jedoch nach der Verbrauchseite aus. Die Umsätze an den großen Warenbörsen sind äußerst klein. Das Geschäft mit dem Verbrauch ist fast unheimlich still. Dabei scheint sich an einzelnen Stellen, wie ja auch die Erhebung der deutschen Gewerkschaften zeigt, daß die Beschäftigung in der Arbeitslosenindustrie immerhin gehoben zu haben. Das gilt z. B. von amerikanischen Eisenhüttenwerken. Der Durchschnittsbeschäftigung liegt etwa zwischen 18 bis 19 Prozent liegt, gegenüber 13 Prozent im tiefsten Punkte. Das gilt auch z. B. von den amerikanischen Webwarenbezirken. Von dort sind bis in die letzte Zeit Anregungen für die Textilstoffpreise gekommen. Auch der amerikanischen Autoindustrie soll es seit geraumer Zeit besser gehen. Aber am Gummimarkt, der immer noch verhältnismäßig ruhig steht, hat man bis jetzt wenig davon gemerkt. Der Zuckermarkt hat sich, ebenso wie der Markt für Baumwolle, gut behauptet. Aber auch hier sind die Umsätze, besonders soweit Zucker in Frage kommt, auffallend klein.

durchschnittlich verteuerten Einkommens aus dem enteigneten Grundbesitz bemittelt, so werden sie damit ein immerhin noch auskömmliches, aber nicht ein zoffiges Dasein führen können. Freilich soll denjenigen Grobgrundbesitzern, die über hinreichende landwirtschaftliche Kenntnisse verfügen, die Möglichkeit des Erwerbs einer Siedlerstelle gegeben werden. Man hat

also darauf Bedacht genommen, sie in ihrem ursprünglichen Beruf weiter zu beschäftigen, wenn sie dazu Fähigkeit und Neigung haben.

Besonders bedeutsam erscheint die Forderung nach genossenschaftlicher Bewirtschaftung hierfür geeigneter Grobgrundstücke durch Landarbeiters-Produktionsgenossenschaften. Das Agrarprogramm sah ebenfalls die Möglichkeit dieser Wirtschaftsweise vor. Wenn auch die bisher insonderheit nach den Vorarbeiten Oppenheims in Bärenflau und Übersdorf in der Markt angefallenen genossenschaftlichen Siedlungsverläufe kein befriedigendes Ergebnis gezeigt haben, so glauben wir doch, daß weitere Versuche dieser Art, aber in anderer Form, durchgeführt werden müssen. Anderes Ertragsziel muß es möglich sein, ein großes Gut von mehreren tausend Morgen in der bisherigen Betriebsform durch eine Landarbeitersgenossenschaft bei entsprechender Betriebsleistung rentabel zu bewirtschaften, da dann die lospielerlichen Siedlungsbauten fortfallen und die bewirtschaftliche Ausnutzung der Wirtschaftsgüter sowie des toten und lebenden Innenraums gegeben ist.

So weist der Gesetzesentwurf der SPD über Enteignung des Grobgrundbesitzes die Wege auf, um im Osten Deutschlands zu einer Geländung der Landwirtschaft zu gelangen. Darüber hinaus wird ein Briefstein dafür sein, inwiefern es die Nationalsozialisten mit ihren Sozialisierungsplänen ernst meinen.

A. Lipschitz.

Nationalsozialistische Morbiden.

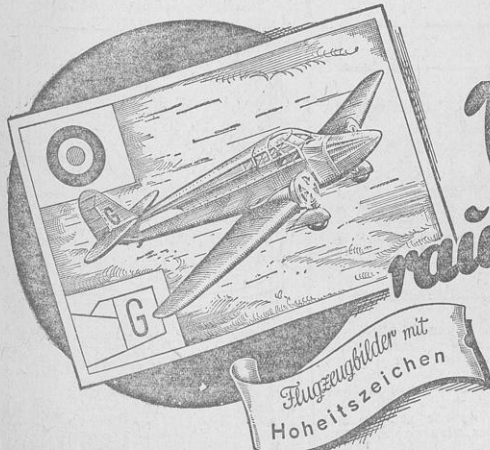
Der „Röhlische Beobachter“ vom Mittwoch, dem 18. Oktober, bringt in großer Anlage eine Mitteilung, daß in Leipzig der SA-Mann Alfred Kändler von einer vertriehenen Reichsbannerhose erschossen worden sei. Hierzu stellt der Gau Leipzig des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold fest, daß diese Behauptung unwahr ist. Nach den Ermittlungen der verantwortlichen Leipziger Vorstandsmitglieder ist an der Schießerei, bei der Kändler das Opfer blieb, kein Reichsbannermitglied beteiligt gewesen. Angehörige des Reichsbanners sind auch nicht verhaftet worden.

Die Heraushebung der Loszahl bei der Preussischen Süddeutschen Klassenlotterie.

Die Heraushebung der Preussischen-Süddeutschen Klassenlotterie wird die vor kurzem beabsichtigte Heraushebung der Loszahl nicht mit einem Male in vollem Umfang, sondern schrittweise vollziehen. Bei der 41. in nächsten Frühjahr beginnenden Lotterie werden zunächst 2000 Lose daraus vom Verkauf ausgeschlossen werden, daß von jeder Losnummer nur die ersten sechs Ziffern zum Verkauf gelangen. Dem Wunsch nach ganzen und Doppellosen wird jedoch auch weiterhin entsprochen werden können.

Parteiangelegenheiten.

Ueberflüssige Beiträge. Der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei in der Schweiz hat der Schweizer Parteipresse folgende Mitteilung übermittelt: „Vorträge Hans Schumann. In der letzten Zeit hält der Deutsche Hans Schumann, der vorzeitig Mitglied bei der SPD zu sein, in der Schweiz Vorträge gemeinsam mit dem Freiwirtschaftsbund. Der Inhalt dieser Vorträge ist die Verleumdung der Sozialdemokratie, die vom Parteivorstand zu zwei Malen ausdrücklich als antisozialistisch abgelehnt worden ist. Der Parteivorstand hat für die Parteimitglieder die Zugehörigkeit zum Freiwirtschaftsbund anfragt. Wenn der Schumann gemeinsam mit dem Freiwirtschaftsbund Vorträge hält und sich dabei hauptsächlich auf die Kritik des sozialdemokratischen Programms beschränkt, so begibt er eine parteischädigende Handlung und muß als Parteigegner betrachtet werden. Wir fordern alle Genossen auf, Disziplin zu halten und die Vorträge Schumanns wie die irgendeiner anderen kapitalistischen Organisation abzulehnen. Sekretariat SGE.“ — Der Vorstand der Deutschen Sozialdemokratie wird sich mit dieser Angelegenheit noch zu beschäftigen haben, da Schumann die gleiche Agitation auch in Deutschland treibt.



Wo man prüft, raucht man „Saba“

Jeder Fabrikant weiß, daß der Raucher heute besonders kritisch und anspruchsvoll ist. Wie gut muß also „Saba ohne“ sein, beliebtesten Cigaretten ist.



Indische Zauberlöffel.

Die folglose Blumenpöle — Der schwabende Mensch — Wunder oder Hypnose?

Natürlich sind es keine Wunder, auch diese indischen Kastrer sind Zauberlöffel, wenn sie auch wahrhaftig die Welt sein dürften. Die europäischen Zauberlöffel haben viel von ihnen gelernt, haben ihnen manches abgesehen, aber manche Geheimnisse haben die indischen Kastrer auch heute noch für sich behalten, gar manches ist selbst für die eifrigsten okkultistischen Forscher noch ein unerklärliches Geheimnis geblieben. Sie verdanken einen großen Teil ihrer Erfolge nicht nur ihrer großen Geschicklichkeit, sondern ganz sicher auch bestimmten hypnotischen Kräften.

Die Kastrer oder Vagis — wie sie in Indien heißen — gehören zu einer kändigen Einrichtung der Höfe der Maharadschas, sie stehen aber auch als Wanderlöffel durch das ganze Land. Sie sind in ihrem Wesen von einer Atmosphäre des Geheimnisvollen umgeben. Meist so bager, als ob sie kurz vor dem Jungertode stünden, nur mit einem Schurz bekleidet, haben sie in den unglücklichsten Stellungen auf dem Erdboden. In ihren Augen glüht ein unheimliches Feuer, das einer fanatischen, leidenschaftlichen und religiösen Ueberzeugung entspricht. Denn ein Teil der Macht dieser Kastrer rührt eben doch aus jenen geheimnisvollen religiösen Kräften.

Da hat ein Magier auf einer Straße. Er lenkt die Blicke der Zuschauer auf die Veranda eines gegenüberliegenden Hauses, auf der in bestimmten Abständen hohe Blumenpöle stehen. Er erhebt sich und nähert sich mit seltsamen elastischen Bewegungen dieser Pöle. Die Pöle neigt sich dem Vagis entgegen, bis zu einem Winkel, der ihr Verharren nach physischen Gesetzen eigentlich unmöglich macht. Und nun beginnt der Vagis ein seltsames Spiel mit dieser Pöle. Nachdem er mehrere Schritte von ihr entfernt ist, scheint er unwillkürlich mit ihr verbunden zu sein. Jede Bewegung seines Körpers ahmt die Pöle nach. Sie bewegt sich stets in der Richtung, in der der Vagis seinen Oberkörper schwingt oder neigt. Wählig zerreißt er mit einer kurzen Bewegung der Hände die geheimnisvolle Verbindung zwischen sich und der Pöle, die nun wieder ruhig auf ihrem Platz steht.

Bisher ist dieses Experiment auch von den sorgfältigsten wissenschaftlichen Beobachtern noch nicht ergründet worden, ja, es gibt ernstliche okkultistische Forscher, die sich das Ganze weder in der Form eines technischen Tricks noch auf dem Wege der Hypnose, sondern durch eine wirkliche Beeinflussung der Materie, durch den besonderen Willen des Kastrer erklären.

Eine der seltsamsten und verblüffendsten Kunststücke der Vagis ist das folgende: Sein Begleiter erhebt ein 1,5 Meter hohes Gerüst aus Bambusstäben. Einer von ihnen wird auf dieses Gerüst gehoben und sitzt dort mit völlig ineinandergeschlossenen Beinen. Nun beginnt wieder das Experiment der Hypnose, der Vagis starrt seinen Begleiter an, dessen Körper steif und starr wird und offenbar in einen Trancezustand verfällt. Jetzt beginnt der Vagis unter dem im Trancezustand Verharrenden Gefährten einen Bambusstab nach dem andern fortzuschleusen und plötzlich schwebt zum graulichen Erstaunen der Zuschauer der leblose Körper des Hypnotisierten völlig frei in der Luft, allerdings nur für wenige Sekunden, bis er dann wie ein lebloser Gegenstand herabfällt, auf ein ausgebreitetes Kissen und erst durch diesen Fall aus der Hypnose erwacht.

Auch für dieses Experiment hat man die verschiedensten Erklärungen gesucht, anfangs von der Hypnose bis zu der Behauptung, daß es möglich sei, wirklich durch die Hypnose der Vagis die Gesetze der Schwerkraft außer Kraft zu setzen.

Der Schlaftrunk.

Der durch so manche Trinklieder bekannte Dichter Joseph Victor von Scheffel war nicht gerade ein ausgeprägter Zecher. Die Forderung hat hierüber völlige Klarheit geschaffen, aber er war immerhin ein sehr großer Freund eines guten Tropfens und tat, namentlich als jüngerer Mann, oftmals des Guten zu viel. In Säckingen übte er im Jahre 1850 die Tätigkeit eines Amtsverweilers aus und hatte seine Wohnung im Amtsgebäude. Eines Abends kam er in vorgerückter Stunde nach Hause. Der bejahrte Amtsverweiler, der zufällig noch wach war, hörte den Herrn Amtsverweiler das Tor des Amtsgebäudes öffnen und wieder abschließen, vernahm dann aber nichts mehr. Es war, als ob die Erde den jungen Scheffel verschluckt hätte. Als der alte Mann besorgt nachsah, fand er seinen Vorgesetzten auf einer Holzstille neben dem Tore in tiefem Schlaf liegen. Mit Mühe gelang es ihm, den armen Bembelken nachzurufen. „Sei vorsicht, das ist nicht für dich!“ rief er ihm ins Ohr. Scheffel fuhr empor, begriff sofort die Lage und sagte, rasch entschlossen, im barocken Tone des Vorgesetzten: „Man hat noch allemal erst ausgerastet, ehe man ins Bett gegangen ist!“

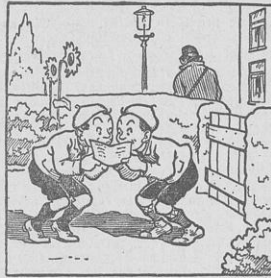
Volkswirtschaft.

Betrachtete Kostenföderung. Die Föderung im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet hat sich im Monat September gebessert und zwar gegenüber dem Vormonat um 4,78 Prozent auf insgesamt 3,861 Millionen Tonnen. Der Absatz (ohne Selbstverbrauch usw.) wird mit 4,14 Millionen Tonnen angegeben. Die Verbesserung gegenüber dem Vormonat beträgt 8,02 Prozent; jedoch liegt der Septemberabsatz immer noch mit 13,30 Prozent unter dem Absatz des Vorjahresmonats.

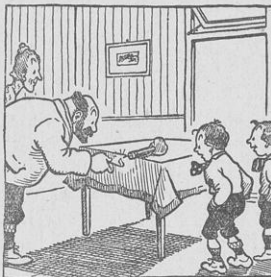
Kapitän Klackebusch geht nach Amerika

Von G. Th. Rotman.

(Nachdruck verboten.)



1. Eines schönen Nachmittags im Anfang der Sommerferien brachte der Grasentensburger Briefträger unsern beiden Freunden Rat und August einen Brief... vom Kapitän Klackebusch! „Kommt sofort hierher!“ schrie er mit seinen großen Schnürstiefeln. „Damit ich Euch etwas Schönes zeige und Euch meine großen Pläne vorlege! Ihr werdet bestimmt staunen!“



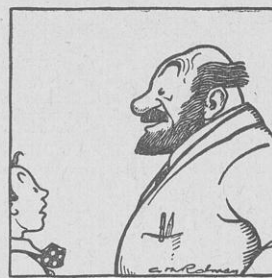
4. Als man wieder zu Hause war, wollte der Kapitän sofort an der Hand eines Experimentes die Wirkung der Raketen zeigen. Er nahm eine Feuerwerksrakete, zerhackte das nordere Ende mit einem Klumpen Lehm, legte alles auf den Rasen, schürzte sich auf die geöffnete Veranda, richtete, und zündete dann, unter den gespannten Blicken seiner Schwester Ophelie und seiner beiden Knechte, die Lunte an.



7. Rasch vor Wut nahm er einen Anlauf, und auf die Veranda von Kapitän Klackebusch zielend, schanderte er das noch immer rauchende Projektil mit großer Kraft zurück... ach, gerade gegen das rechte Auge des Kapitän, der sich über die Krüftung bog, um zu sehen, wo die Rakete geblieben war. Nun, er wußte es sofort!



10. Ja, da sahen sie nun, ausgenommen der Kapitän, der durch den Schlag hinunterfiel und dort ins Wasser gelassen. „Der ganze Witz war“, sagte der Kapitän, als alle wieder im Boot saßen, „daß das Boot hinten so schwer belastet war; die Rale war zuviel aufwärts gerichtet. Jetzt müßt ihr alle mal nach vorn kommen, dann versuchen wir's noch einmal.“



2. Kaum zwei Tage später befanden sich die beiden Knechte bereits in der Residenzstadt, wo der Onkel wohnte. „Habt ihr nie vom Kapitän gehört, das ich durch das Abfeuern einer Rakete von Raketen mit einer Schnelligkeit von 400 Kilometer per Stunde fortbewegt?“ fragte der Onkel. „Nun denn, ich habe das Raketenboot erfunden, und mit dem gehn wir nach Amerika!“



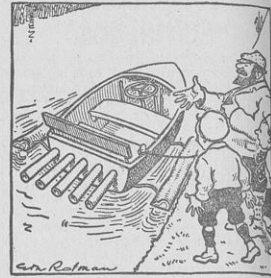
5. „Schw—hum! Ein dröhnender Schlag folgte, der den ganzen Raum mit erstickendem Pulverdampf füllte, und lachend war die Rakete! Gerade in diesem Augenblick fand der Kapitän, der in seinem Garten und guckte nach dem schönen blauen Sommerhimmel. „Wah! Prachtwetter für die Blüthen!“ flüsternte er.



8. Am nächsten Tag sollte die erste Probe mit dem Boot stattfinden. Die Zante Ophelie, die es immer bedauert hatte, daß sie damals nicht mit nach Afrika gefahren war, war mit von der Partie. Kurz, man setzte sich zu viere in das Boot; Kapitän Klackebusch machte es los, ergriff die Stange, und...



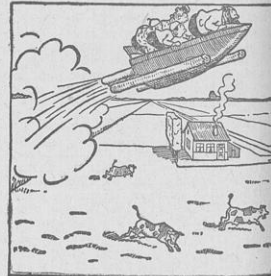
11. Alsobald wurde das Boot wieder mit vereinten Kräften nach dem Kanal geschleppt und dort ins Wasser gelassen. „Der ganze Witz war“, sagte der Kapitän, als alle wieder im Boot saßen, „daß das Boot hinten so schwer belastet war; die Rale war zuviel aufwärts gerichtet. Jetzt müßt ihr alle mal nach vorn kommen, dann versuchen wir's noch einmal.“



3. Nachdem er dies gesagt hatte, führte er seine beiden Knechte nach dem Kanal außerhalb der Stadt, wo das Raketenboot an der Rale lag. „Seht!“ sagte er, „diese Röhren da hinten, das sind die Raketen. Mit einer Handbewegung an der Stange dort feuere ich sie ab, und... bums! da fliegt das ganze Boot vorwärts! Kinderleicht, nicht wahr?“



6. Klar! Wie ein Blitz vom heiteren Himmel flog ihm die Rakete auf die Rale. So leichtlich war der Stoß, daß der arme Mann rückwärts sprang und sich fast den Kopf an den hölzernen Schuppen geschnitten. „Beruhigt!“ rief er aus, sich die Rakete von der Rale ziehend und drohend nach oben blickend, „das ist wieder so ein Streich dieses verwünschten Klackebusch!“



9. Aufgabums! Wie eine Kanonentrasse sprang das Boot vorwärts... ach, leider nicht geradeaus über die Wasseroberfläche, sondern halb rechts hinauf in die Luft, mit Windeseile quer über die Weiden dahinfliegend, wo sich das Vieh in toller Angst aus dem Staube machte. Dann — bums! landete das Boot auf dem Dache eines Heuschobers.



12. Ungemacht. Die Raketen wurden auf neu geladen. Zante Ophelie und die beiden Knechte bogen sich soviel wie möglich nach vorn und — bums! Wieder sprang das Boot vorwärts, aber diesmal lag die Rale wieder zu weit nach unten gerichtet, so daß das Boot wie eine Taucherglocke in die Tiefe scholl. Nur die Mühe des Kapitän blieb oben; sonst war nichts, und nichts mehr zu sehen als Krinkel, Luftblasen und aufsteigende Nebelwolken.

~ Bilder vom Tage ~

Belgiens künftiger Ministerpräsident?



Der frühere Kriegsminister de Broqueville, der der Katholischen Partei angehört, wurde nach dem Rücktritt des Ministerpräsidenten Jules Renkin vom belgischen König mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt.

Zum 60. Geburtstag des Historikers Meinede.



Professor Dr. Friedrich Meinede, der bekannte Historiker der Berliner Universität, Vorsitzender der Historischen Reichskommission, begeht am 30. Oktober seinen 60. Geburtstag.

Kandidat für den polnischen Königsthron?



Prinz Sixtus von Parma-Bourbon, der Bruder der ehemaligen Kaiserin Zita von Österreich-Ungarn, soll von Marshall Pilsudski als Anwärter für den polnischen Königsthron in Aussicht genommen sein. Nach dem Bekanntwerden dieser französischen Meldung erhoben sich jedoch in Polen sofort gewichtige Stimmen gegen diese Kandidatur.



Vor hundert Jahren wurde Otto von Guericke, der nach ihm benannte Sprachlernmethode, in Berlin geboren.

Die Londoner Arbeitslosen-Unruhen.



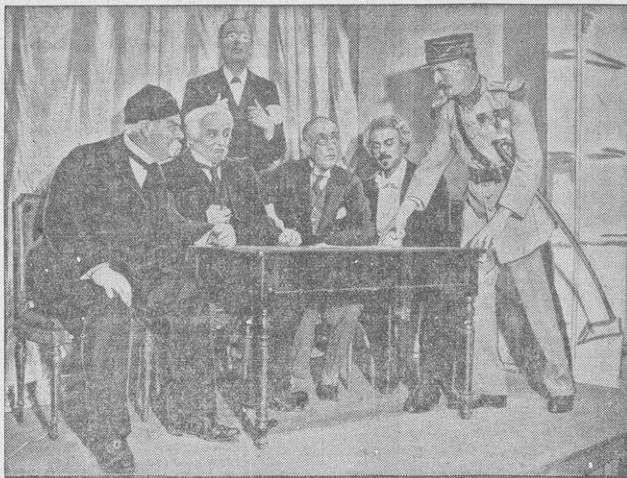
Londoner Polizisten vor einer von den Arbeitslosen gestürzten Bäckerei. — In London kam es zu schweren Arbeitslosen-Unruhen, als die Polizei mehrere Demonstrationen auflösen wollte. 20 Personen, darunter fünf Polizeioffiziere, wurden verwundet. Dies sind seit langem die ersten blutigen Unruhen, die London erlebte. England war bisher als das Land bekannt, in dem politische Auseinandersetzungen in überaus gemäßigter Form geführt werden.

Die Winterhilfe ruft!



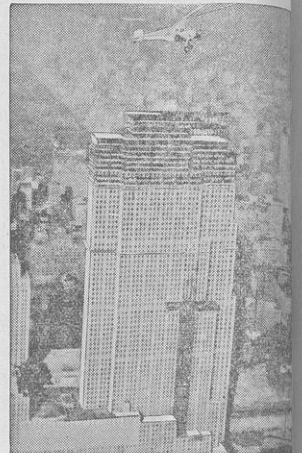
Ein Sammelwagen, der von der Reichswehr gestellt wurde. — Ein Reichswehrtruppener verkündet weithin das Rahen des Wagens. — In allen Städten hat jetzt die Sammlung der Winterhilfe ihren Anfang genommen. Überall sind Reichswehrwagen eingeleitet, in denen alles das gesammelt wird, was den glücklicheren Volksgenossen als entbehrlich erscheint, um dann bei den Millionen Darben und Frierenden noch gute Dienste zu tun.

Verjailes auf der Bühne.



Eine Szene des neuen Emil-Ludwig-Stüdes „Verjailes“, das jetzt in London seine Uraufführung erlebte und zahlreiche prominente Politiker in lebensechten Masken auf die Bühne brachte. Von links nach rechts: Clemenceau, Grand George, der englische Minister Balfour (stehend), Präsident Wilson und der Kaiser-Virtuose Paderewski, der damalige polnische Ministerpräsident. Rechts: Marshall Foch, der auf der Fortsetzung des Krieges besteht, um Deutschland noch härtere Friedensbedingungen auferlegen zu können.

Rodefellers „Denkmal für das Ende der Depression“.



Der fast vollendete 70stöckige Reifesteiger, der den Mittelpunkt des neuen Viertels in New York bildet. — Nicht weniger als 100 Millionen Dollar hat John D. Rockefeller zum Bau der New Yorker „Radio-City“, ein riesiges Komplex von Vergnügungstheater, Geschäftshäusern und sozialen Instituten gelegt.

Vor 150 Jahren wurde der berühmteste Geiger aller Zeiten geboren.



Niccolò Paganini, der „Dämonische Geiger von Genua“, dessen Geburtstag sich am 27. Oktober zum 150. Male jährt. 1828 begann sein unergieblicher Siegeszug durch Europa, von dem er sich schließlich als vielfacher Millionär nach Parma zurückzog. Auch als Komponist vieler Konzerte, die außerordentliche musikalische Anforderungen an den Spielenden stellten, machte sich Paganini einen bedeutenden Namen.

Kavalier auf Bestellung.



Eine Magdeburgerin verabschiedet sich von ihrem „Sicherheitsbeamten“. — Um sich gegen Belästigungen, politische oder rassistische Überfälle zu schützen, können sich jetzt in Magdeburg auf einen Sicherheitsbeamten abonnieren, der ihnen für abendliche Unternehmungen Begleiter in Uniform stellt. Personen haben bis jetzt abonniert.



Unsere reich sortierte Spezial-Abteilung für Mädchen- und Knaben-Kleidung

zeigt Ihnen die neuen Herbst- u. Winter-Modelle.
Einige Beispiele unserer Leistungsfähigkeit:

Mädchen-Faltenrock aus praktischem Wollstoff Größe 50	2.90	Knab.-Waschs.-Anzüge in Einkleidform, verschied. Farbtöne, preiswert, Gr. 0	1.50
Mädchen-Häuser hübsch gemust. Waschsamt, nied- liche Verarbeitung, Gr. 45	2.75	Knab.-Einkleid-Anzüge engl. gemust. Stoffe, z. T. mit Kragegarntur, Gr. 0	5.50
Mädchen-Häuser aus modernem Wollstoff in ver- schiedenen Farben, Gr. 45	2.95	Knaben-Blusen-Anzüge mit Rollbluse, weiß, Krage- garntur, frische Farb., Gr. 1	7.25
Mädchen-Kleid a. gutem Waschsamt sehr praktisch für die Schule, Gr. 60	3.90	Knaben-Kleider-Anzüge Original-Marineform, lose Garntur, Hose gef., Gr. 0	9.75
Jungmädchen-Kleid aus modernem Tweed- u. Woll- stoffen, fescche Formen	9.75	Knaben-Kleider-Pyjacks blau Molton, warm, Futter, haltbare Qualität, Gr. 0	5.75
Baby-Mäntel aus Wellin, ganz auf Mol- ton gefüttert, Gr. 40	3.75	Knaben-Winter-Mäntel ganz auf Fanny gefüttert, engl. gemust. Stoffe, Gr. 0	6.85
Mädchen-Wintermäntel gemust. u. einfarbige Stoffe, moderne Formen, Gr. 60	6.90	Knaben-Winter-Wäster 2reihig, ganz gefüt., derbe kräft. Cheviotstoffe, Gr. 4	9.05

KARSTADT

Wilhelmshaven :: Das Haus der guten Qualitäten

Gewerkschaftshaus-

Mittagstisch: Inh.: H. Nordhorn
Abonn. 0.80 RM

Verkehrslokal der freien Gewerkschaften.

iebethsburger Hof!

Die behagliche Gaststätte;
Die Einkehr beim Spaziergang zum
Stadtspark. Solide Preise
Sonntags-Gesellschaftstanz
Doppel-Kegelbahn, Klubräume für
Vereins- u. Familienveranstaltungen
jeglicher Art.

Elysium

Jeden Sonntag Tanz

Eintritt u. Tanz frei!

Gasthof „Nordseestation“

Rüstringen, Gottfriedsstraße 115

Auf dem Wege nach Rührstiel gelegen, angenehmer
Nähe zum Meer

Jeden Sonntag: Gemütl. Tanzfrühchen!

Anfang 6 Uhr. Flotte Musik

Gäste meinen Saal und meine Klubzimmer den
berechtigten Vereinen zur Verfügung.

Louis Sandmeyer jr.

Wenn Radio, dann nur vom Fachmann!

Radiohaus Börgmann.

Wilhelmshavener Straße 8. Anruf 45.

Kulante Bedienung!

Große Zahlungsvereinfachung!

Elly Petersens

Hunde- und Katzen-Kalender 1933



Der schönste künstlerische Wochenabreiß-
kalender mit 65 entzückenden Tierfotos und
großem Fotowettbewerb! Für RM. 1.95 in allen
Buch- und Papierhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth, München

Freie Erde

Leitung: Göttermeister W. Dommeyer. Ermäßigte Eintrittspreise: Erwachsene 80 Pf., Jugendliche, Erwachsene u. Kinder 40 Pf.

Einladung

zu den am Montag, dem 24. Ok-
tober, abends 8 Uhr, beginnenden

Vorträgen

im „Beamtenheim“, Hinden-
burgstraße, für jedermann.
Herr Alb. Winterhoff-Gewelsberg
spricht am Montag und folgende Abende,
8 Uhr anfangend, im Saale des „Beamten-
heims“ an Hand der Heiligen Schrift über
das Thema:

Der Weg zur Freiheit, Gewil-

heit und zum Glück!

Jedermann willkommen! Eintritt frei!

Keine Kollekte! Kein Bücherverkauf!

Christliche Versammlung.

RADIO

nur von

MUSIK RADIO

MARKTSTR. 20 RUF 555

Auftraggeber

Wohnungszug

1. Klasse 40. Preußisch-Gebäude

(266. Preuß.) Staats-Lotterie

Ohne Gewähr Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich

hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer

auf die Lose gleicher Nummer in den beiden

Abteilungen I und II

1. Ziehungstag 21. Oktober 1932

On der heutigen Vormittagsziehung wurden Gewinne

über 300 M. gezogen

2. Gewinne zu 50000 M. 392208

2. Gewinne zu 10000 M. 133992

4. Gewinne zu 5000 M. 339295 379313

8. Gewinne zu 3000 M. 251440 257004 346573

380928

6. Gewinne zu 2000 M. 202377 351273 387524

22. Gewinne zu 1000 M. 38396 67247 77887 95461

113768 141129 230688 342050 354463 373905

384516

32. Gewinne zu 800 M. 7440 11840 13455 13357

72829 72155 128478 137433 161588 187907

278551 322182 331760 350062 374078 374217

62. Gewinne zu 600 M. 39298 51282 51513 62777

86550 100425 113995 131983 134012 135343

137481 155762 156778 181589 189478 201230

218058 223311 238184 241788 255577 267227

271587 280395 291484 302204 321605 323553

325537 347493 361763

On der heutigen Nachmittagsziehung wurden Gewinne

über 300 M. gezogen

2. Gewinne zu 10000 M. 389113 319377

4. Gewinne zu 5000 M. 217127 319377

6. Gewinne zu 2000 M. 115914 237085 341420

36. Gewinne zu 1000 M. 7923 20902 50548 63964

91617 160945 250017 264978 278692 303109

283889 288625 307740 345202 346236 392798

394455 398463

48. Gewinne zu 800 M. 6159 19245 27340 31555

46185 51489 98646 105346 105774 123330 138049

167617 187595 195305 243156 264576 277045

287089 320384 329285 343438 387889 388491

395854

14. Gewinne zu 500 M. 15173 18749 18928 54239

55443 66800 80735 96984 107463 154817 167740

162480 200883 211888 228914 250292 265567

278483 292320 307934 319435

Ihr alter Wintermantel

wird wie neu nach dem Umläufen
oder chem. Reinigen in der

Färberei Cansens

Gökerstraße 51 Marktstraße 16

Wilhelmshavener Straße 66, Tel. 205

Zurück!

Dr. med. Arkenau

Facharzt für Kinder-

krankheiten.

Sind eure Kleider nicht

mehr schön?

Macht Ihr damit zu

Gesund.

Der färbt und reinigt

ganz famos.

Dann ist Ihr diese

Sorgen los.

Färberei und chemische

Reinigung Herzberg,

Varel, Telefon 661.

Reparaturen und

Anfertigen von

Polstermöbeln

Auftraggeber

Wohnungszug

1. Klasse 40. Preußisch-Gebäude

(266. Preuß.) Staats-Lotterie

Ohne Gewähr Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich

hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer

auf die Lose gleicher Nummer in den beiden

Abteilungen I und II

1. Ziehungstag 21. Oktober 1932

On der heutigen Vormittagsziehung wurden Gewinne

über 300 M. gezogen

2. Gewinne zu 50000 M. 392208

2. Gewinne zu 10000 M. 133992

4. Gewinne zu 5000 M. 339295 379313

8. Gewinne zu 3000 M. 251440 257004 346573

380928

6. Gewinne zu 2000 M. 202377 351273 387524

22. Gewinne zu 1000 M. 38396 67247 77887 95461

113768 141129 230688 342050 354463 373905

384516

32. Gewinne zu 800 M. 7440 11840 13455 13357

72829 72155 128478 137433 161588 187907

278551 322182 331760 350062 374078 374217

62. Gewinne zu 600 M. 39298 51282 51513 62777

86550 100425 113995 131983 134012 135343

137481 155762 156778 181589 189478 201230

218058 223311 238184 241788 255577 267227

271587 280395 291484 302204 321605 323553

325537 347493 361763

On der heutigen Nachmittagsziehung wurden Gewinne

über 300 M. gezogen

2. Gewinne zu 10000 M. 389113 319377

4. Gewinne zu 5000 M. 217127 319377

6. Gewinne zu 2000 M. 115914 237085 341420

36. Gewinne zu 1000 M. 7923 20902 50548 63964

91617 160945 250017 264978 278692 303109

283889 288625 307740 345202 346236 392798

394455 398463

48. Gewinne zu 800 M. 6159 19245 27340 31555

46185 51489 98646 105346 105774 123330 138049

167617 187595 195305 243156 264576 277045

287089 320384 329285 343438 387889 388491

395854

14. Gewinne zu 500 M. 15173 18749 18928 54239

55443 66800 80735 96984 107463 154817 167740

162480 200883 211888 228914 250292 265567

278483 292320 307934 319435

1000 RM. in bar

und viele andere wertvolle Gewinne

in der 8. Wohlfahrts-Wertlotterie

Ziehung am 6. Nov. 1932!

Lose in den kenntlich gemachten

Geschäften und bei den Mitgliedern

zu haben

Reichsbund der Kriegsbeschädigten usw.

Ortsgruppe Wilhelmshaven-Rüstringen

Nach wie vor führend
ist das



Brikett!

Warum warten,

bis die Tiere trumm und lahm sind und Krampf bekommen zu
huten uhn? Der kluge Mann baut vor u. gibt seinen Schwestern
und auch den anderen Tieren schon von jung auf eine Stelle bei
dem altbewährten und sicher wirkenden W. Brodmann's ge-
bieten Futterstall „Werg-Parke“ — Wiedung — oder bei
W. Brodmann's Vieh-Extrakt-Emulsion „Citeoan“ (Wied-
fütter) ins Futter! Sondern Sie eben und Sie schenken sich bei
der Fütterung! W. Brodmann's „Magerer“ gibt Futterkraft! So
langen Sie die hohen reichliche neue (6) Ausgabe kostenfrei in
unseren Verkaufsstellen oder direkt von
W. Brodmann, Chem. Fabrik m. B. S., Leipzig-Eutritzsch, 75 g

Ihre Vermählung zeigen an:

Dr. med. dent.

Fritz Walter

Traute Walter

geb. Gulemann

Wilhelmshaven, den 22. Oktober 1932.

Montstraße 2.

Bertha Behrends

Harry Zierz

Verlobte.

Rüstringen, den 22. Oktober 1932.

Aquarium

Strandhalle

Viele neue Tiere.

Sonntag ermäßigte

Eintrittspreise.

Montags geschlossen.

Zentralverband

der Arbeitslosen u.

Witwen Deutschlands

Ortsgruppe

Witten-Rüstringen.

Die Einäscherung un-

serer verstorbenen Mit-

glieder

findet am Dienstag, dem

25. Okt. 1932, nachm.

3 Uhr, im Krematorium

Witten-Rüstringen statt.

Um zahlreiche Betei-

ligung bittet